

Jung-Deutschland-Bucherei



AB

Franz Max
Unsere Chinafahrt

Jung-Deutschland-Bücherei

Unsere Chinafahrt

Feldzugs-erinnerungen eines
deutschen Offiziers von
Franz Max



AB

Mit 39
Abbildungen
nach photograph. Auf-
nahmen des Verfassers



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

ISBN 978-3-662-33424-9 ISBN 978-3-662-33821-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-33821-6

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1913

Copyright 1913 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg

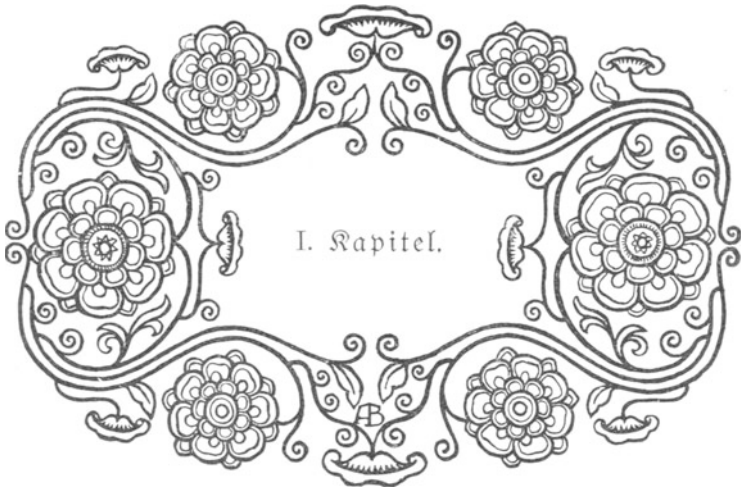
Ursprünglich erschienen bei **Otto Spamer, Leipzig 1913.**



Druck
der Spamer'schen
Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt.

I. Kapitel.	Freiwillige vor	5
II. Kapitel.	Nach dem fernen Osten	19
III. Kapitel.	In und um Tientfin	45
IV. Kapitel.	Auf der Winterstation	89
V. Kapitel.	In der Hauptstadt des chinesischen Reiches . .	117
VI. Kapitel.	Das erste Gefecht	157
VII. Kapitel.	Zur großen Mauer	188
VIII. Kapitel.	Auf Grenz wacht	209
IX. Kapitel.	Zurück nach Schanghai	234



Freiwillige vor.

Landratten aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes strebten auf schwankendem Schiff im Sommer 1900 einem Lande entgegen, mit dem sich in ihren Gedanken bisher der Begriff des Geheimnisvollen eng verbunden hatte. China war ihr Ziel. Gar viele von ihnen, zumal solche, die ihre engere Heimat in Süddeutschland hatten, kannten das Meer nur vom Hörensagen, die den Ozean durchfurchenden Dampfer nur aus Erzählungen. Und nun galt es mit einem Male, nicht zu einer lustigen Fahrt sich bereit zu machen, sondern zu einer Kriegsfahrt, die nach einem anderen Weltteil, in gänzlich neue Verhältnisse führen sollte, zu einer Fahrt um die halbe Welt.

Der Kaiser hatte Freiwillige aufgerufen. Deutsche Ehre war in Ostasien verletzt worden, und für sie galt es nach

altem deutschen Brauche mit dem Schwerte in der Hand einzutreten.

Dreißig Jahre waren nahezu vergangen, als Väter und Großväter in heller Begeisterung hinausgezogen waren, um auf den blutgetränkten Gefilden Frankreichs das Deutsche Reich neu zu gründen und ihren Söhnen und Enkeln als teures Gut zu übergeben. Die Begeisterung, für Deutschlands Ruhm und Ehre zu kämpfen, war auch auf die junge Generation überkommen. Die lange Friedenszeit hatte sie nicht einschlafen lassen. Viele Tausende — viel mehr als erforderlich waren — folgten freiwillig dem Rufe ihres Kaisers hinaus zum Kampf nach dem fernen Osten.

Eine welthistorische Begebenheit nahm ihren Anfang. Zum erstenmal seit Menschengedenken hatten sich europäische, amerikanische, indische und japanische Truppen zu gemeinsamem Vorgehen zusammengefunden. Truppen von drei Erdteilen, in Sprache und Sitten grundverschieden voneinander, erschienen gemeinsam auf dem Plan, um eine Freveltat zu sühnen, die ihren Vertretern in der Hauptstadt des chinesischen Reiches angetan war.

China war schon von jeher das Land jährlich wiederkehrender Unruhen. Auch im Frühjahr 1900 trat eine Bewegung eines allgemein als Boxer*) bezeichneten Geheimbundes ein, die, wie bisher immer, als gegen die bestehende Ordnung gerichtet angesehen wurde. Angriffe

*) Die Bezeichnung stammt aus dem Englischen.

Österreich und Amerika gebildete Korps unter dem Befehl des rangältesten englischen Offiziers — Admiral Lord Seymour — von Tongku, der ersten Bahnstation in Richtung Tientsin—Peking, in drei Eisenbahnzügen den Marsch nach Peking an.

Der Entschluß mißlang. Nachhaltige Zerstörung der Eisenbahn vorwärts Tientsin ließ ein Weiterkommen nach Peking nicht zu, zu gleicher Zeit war aber auch die Rückzugslinie durch Unterbrechung der Bahnverbindung im Rücken des Expeditionskorps nach Tientsin schwer bedroht. So mußte denn trotz der von Peking aus dringend geforderten Hilfe am 16. Juni etwa 30 km vor den Toren der Hauptstadt der Rückzug angetreten werden. Die Lage der Verbündeten wurde immer bedrohlicher, da offenkundig stärkere Massen kaiserlicher Truppen in das Lager der Vorer übergetreten waren, und rechtfertigte den Entschluß zum Rückzug vollkommen, zumal Munitions- und Proviantmangel infolge der mit großer Eile bei der Entsendung betriebenen Ausrüstung eintrat.

Immer stärker drangen die kaiserlichen Truppen nach, alle am Wege liegenden Ortschaften mußten im Kampfe genommen werden, und nur durch das Vordringen einer von Tientsin aus in Marsch gesetzten russisch-deutschen Entschlußabteilung gelang das Zurückkommen nach Tientsin, das am 26. Juni wieder erreicht wurde.

61 Tote und 223 Verwundete (deutscherseits 11 Tote und 57 Verwundete) hatte dieser Zug gekostet, der trotz

sein mutiges Aushalten der Führer des „Itis“ aus, Kapitän Lanz, der, trotzdem ihm eine Granate den linken Unterschenkel zerschmettert hatte und unzählige Splitterwunden seine Brust und sein Gesicht bedeckten, die Führung seines Schiffes unentwegt beibehielt. Das mutige Aushalten der Verbündeten war von Erfolg gekrönt. Mit Morgengrauen waren im ersten Fort die Geschütze zum Schweigen gebracht und konnte zum Sturm geschritten werden. Diesen unternahmen die schon am Tage vorher bei Tongku an Land gesetzten deutschen, japanischen, russischen, englischen, italienischen und österreichischen Truppen, und um 7 Uhr morgens waren die Sauforts in den Händen der Verbündeten.

Damit war die Verbindung zwischen den See- und Landstreitkräften äußerlich hergestellt, tatsächlich war sie aber nicht vorhanden, denn noch am Vormittag des 17. Juni fand man die telegraphische Verbindung mit Tientsin unterbrochen, die Eisenbahn an vielen Stellen gründlich zerstört. Neue Unsicherheit war dadurch entstanden, weil man über die Lage der zahlreichen in Tientsin wohnenden Fremden nun nicht mehr unterrichtet werden konnte und die von Tientsin vor Unterbrechung der Bahn gekommenen Flüchtlinge schreckliche Bilder von der Grausamkeit der plündernden und mordenden Aufständischen entworfen hatten.

So beschloß man denn, mit allen entbehrlichen Truppen den Vormarsch nach Tientsin anzutreten. Willkommene

Verstärkung der Truppen der Verbündeten brachten zwei deutsche Kompagnien, welche aus Tjingtau eingetroffen waren und nunmehr unter den Befehl des russischen Generalß Stöfel traten. Nach heftiger Gegenwehr der starken chinesischen Besatzung in dem befestigten Ostarsenal von Tientsjin gelang der Entsaß der Stadt. Aber die Verhältnisse in und um Tientsjin waren damit noch nicht gesichert. Immer wieder von neuem erwachte in den kommenden Wochen die feindselige Gesinnung der Chinesen, neue Kämpfe waren den verbündeten Truppen beschieden, und die Waffenbrüderschaft wurde vor neue Aufgaben gestellt.

In gleicher Ungewißheit war man über die Lage in Peking. Immer dringendere Hilferufe waren gerade in diesen Tagen aus der Hauptstadt gekommen und konnten doch bei den in Tientsjin bestehenden Verhältnissen nicht erhört werden. Auf die chinesische Regierung aber hatten die Vorgänge der letzten Tage nicht den geringsten Eindruck gemacht.

Schon seit dem 13. Juni war die telegraphische Verbindung mit Peking verloren gegangen, die Eisenbahn in den Händen der Aufständischen. Klöster und Kirchen der Stadt waren in Brand gesteckt worden. Die Lage für die in der Stadt wohnenden Europäer wurde immer kritischer, zumal da nach der Wegnahme der Takuforts die Regierung ihre feindselige Gesinnung offen kund tat und die fremden Gesandten aufforderte, binnen 24 Stun-



Nach dem fernen Osten.

„Kabine 25 Achterdeck, Herr Kamerad. Es wird ein bißchen eng werden, da noch drei andere Herren dort untergebracht sind. Glückliche Fahrt!“ So rief mir der mit Fragen bestürmte quartiermachende Offizier zu. Bald war sie gefunden, die Nummer 25, eng war sie auch und gewiß kein Salon, habe sie auch manche Woche nicht betreten und mich lieber im Rauchsalon auf Oberdeck untergebracht oder auf dem Promenadendeck die Nacht verlebt, denn da unten war's oft fürchterlich. Aber zu einer glücklichen Fahrt hat mir Nummer 25 doch verholfen.

Die „Phönicia“ war schon ein älteres Schiff der Hamburg = Amerikanischen Paketsfahrt = Aktiengesellschaft und hatte für einen Truppentransport erst wesentliche Umgestaltung erfahren müssen, sowohl in den den Offizieren zu=

belebten das Landschaftsbild. Die Stadt Mafra mit ihrem Klosterpalast krönte das schroff zum Meere abfallende Land, in der Ferne tauchten die gewaltigen Felsmassen von Kap da Rocca auf, um mit den im Lichte der strahlenden Sonne glänzenden goldenen Kuppeln der Burg Cintra einen unauslöschlichen Eindruck zu hinterlassen. Die Nacht brach ein, Kap St. Vincent, das „Heilige Vorgebirge“ der Alten mit seinen Felsmassen in tiefem Dunkel liegend, grüßte als letzter Strich portugiesischen Landes. Ohne Land zu sehen, ging die Fahrt wieder weiter gegen den Eingang der Straße von Gibraltar zu, vorbei an Trafalgar, in schwachen Umrissen zeigte sich die marokkanische Küste, bald wurde in der Ferne der mächtige Felsen von Gibraltar sichtbar, und vorbei an Englands starkem Bollwerk hielten wir am 10. August die Einfahrt in das Mittelländische Meer.

In voller Fahrt strebte die „Phönica“ der afrikanischen Küste zu, bald war alles Land verschwunden, kein Vogel umkreiste mehr das Schiff, perlmutterfarben schillernd im vollen Glanz der Sonne dehnte sich ringsum endlos das weite Meer. Mehrere Tage der Eintönigkeit in stets gleichbleibender Umgebung folgten, und doch war eine gewisse Erregung der Schiffsbewohner zu beobachten. Port Said, die Pforte des Orients, sollte in den nächsten Tagen erreicht werden, und wegen der dort notwendigen Kohlenaufnahme winkte die Möglichkeit, für einen Tag das Schiff zu verlassen, wieder festen Boden unter seinen

Sterne und glühende Funken — Meerleuchten, das durch zahllose Meeresstiere verursacht werden soll, welche während ihrer Bewegungen Licht verbreiten.

Eine volle Woche dauerte die Eintönigkeit der Fahrt, bis wir am 29. August im Hafen von Colombo auf Ceylon anlegen mußten, um einen schwer erkrankten Musketier dem dortigen Hospital zu übergeben. Das Schiff war dadurch genötigt worden, seine nicht auf Ceylon lautende Marschroute zu ändern. War es uns mit Rücksicht auf den ansteckenden Charakter der Krankheit auch nicht gestattet, das Land zu betreten, so blickten wir doch auch von Bord aus in indische Welt, in ein herrliches Bild tropischer Macht und Pracht und Uppigkeit. Hohe, dunkle Bergmassen im Hintergrund, die von einem wunderbar reichfarbigen Himmel sich abhoben, herrliche Palmenwälder, die bis dicht an das Meer sich erstreckten, dessen Wellen sich, von der Sonne hell beschienen, in starker Brandung an dem weit ins Meer hinausgebauten Wehr in blühendem Schaum brachen. Prächtige Gestalten der Eingeborenen — Singhalesen — auf Booten eigentümlicher Bauart wanden sich in dem stark belebten Hafen durch die zahlreichen Dampfer und Seefahrzeuge verschiedenster Art hindurch, fast nackt, nur mit einer Art Schwimmhose bekleidet, zeigten sie das Ebenmaß ihrer Glieder. Tauchen, Singen und Betteln war ihre Beschäftigung im Hafen.

Entlang der Küste Ceylons, die ein einziger Palmen-

wald zu sein schien, ging die Fahrt dem nächsten Ziele zu. Der Sedanstag sah uns in der Straße von Malacca, in schwachen Umrissen zeigte sich die Küste von Sumatra, endlich am 4. September war das nächste Ziel erreicht: Singapore.

Schon von weiter Ferne war der Hafen zu erkennen, und ein Wald von Masten verriet die Anwesenheit vieler Schiffe. Die Einfahrt war unbeschreiblich schön, jede Minute wechselte das Bild, wurde das Auge durch Neues, Eigenartiges gefesselt. Hügelige Inseln, grünbelaubt mit herrlichen Palmengruppen, vorspringende Landzungen mit modernen Anlagen, rote, steil abfallende Bergwände, immer enger und malerischer werdend, sprachen von der Einfahrt in ein Märchenland. Nun stand in Wahrheit vor unseren Augen, was man in Reisebeschreibungen gelesen und als überschwengliche Schilderung bezeichnet hatte. Vorbei an einem in schützender Bucht liegenden Malaiendorf, dessen Pfahlbauten sich aus der alten auch noch in die neue Zeit gerettet hatten, ihm gegenüber auf üppig bewachsenem Hügel moderne Häuser mit rotem Ziegeldach, ein Gegensatz, wie er stärker nicht gedacht werden konnte.

Vorbei an den den Hafen belebenden Schiffen gingen wir selbst vor Anker, um einen zweitägigen Aufenthalt zu nehmen. Deutsche Schiffe mit für China bestimmten Truppen begrüßten uns mit heimatlichen Klängen, Österreicher, Italiener, Engländer, Amerikaner vervollständig-

ten die internationale Flotte und hießen uns mit ihren Flaggen willkommen.

Die ersten Chinesen traten uns entgegen, und in Singapore bildeten sie den größten Teil der Bevölkerung.



Der erste Chinesen (Singapore).

Sonst war die Stadt, die mit ihrem Hafen einen der wichtigsten Knotenpunkte der Weltschiffahrt bildet, das reinste Völkermuseum. Malaien, die eigentlichen Eingeborenen, dann dunkelfarbige Hindus sind nach den eingewanderten Chinesen in der Mehrzahl vorhanden, aber auch alle anderen Völker Asiens haben sich hier niedergelassen, und alle seefahrenden Nationen der Welt sind vertreten.

in Ostasien verbreitetste Verkehrsmittel. So auch in Singapore, gehen tut eigentlich niemand, alles fährt, und die besetzten Rikschas geben ein wechselndes Bild der bunten Bevölkerung. Der gelehrte Chinese mit der die Weisheit verratenden Brille, der Inder in malerischem Gewande, der Singhalese, weniger bekleidet und sein zweites Frühstück, sein Zuckerrohr, kauend, die deutsche Hausfrau in blendend weißem Kleide zum Markte fahrend, dazwischen wir als neue Ankömmlinge, das gab ein buntes Bild — aber alles fuhr.

Mustergültig war die Unterbringung, Verpflegung und Bedienung im Hotel. Jeder Gast hatte seinen eigenen Diener, und während der Mahlzeiten stand ein Chinese mit langem Zopf hinter meinem Stuhle, gewärtig jedes Winkes, um meine Wünsche mit fabelhafter Schnelligkeit auszuführen. Geessen wurde in einer lustigen Halle, über dem Tisch hingen lange, breite Leinwandtücher, die vermittels eines starken Seiles durch einen im Garten sitzenden Kuli in fortwährender schwingender Bewegung gehalten wurden. So wurde eine erfrischende, schöne Luft erzeugt, die den Aufenthalt auch bei der heißesten Witterung angenehm machte und die im Saale umhersummenden Fliegen und Moskitos vom Speisetisch verscheuchte.

Nach dem Frühstück unternahmen wir eine herrliche Fahrt nach den Wasserwerken und fuhren so durch den größten Teil der Stadt. Wie schon gesagt, ist Singapore für den aus Europa Kommenden die erste Stadt,

in der sich die Chinesen in großer Zahl vorfinden. Selbst in der ganzen Stadt zerstreut, findet man sie in der Masse auch in einem eigenen chinesischen Stadtviertel. Es wäre aber falsch, wollte man das Reich der Mitte nach den hier auftretenden Vertretern seiner Rasse schon beurteilen. Der in der Stadt lebende Chinese, der sich unter die buntscheckige Bevölkerung von Europäern jeder Abstammung mengte, von Arabern, Hindus, Armeniern und Malaien, hat sich in all seinen Gliedern abschleifen lassen. kaum ein interessantes Gesicht tritt uns hier aus der chinesischen Rasse entgegen. Im Gegensatz hierzu stehen die meist herrlichen Gestalten der Inder und Araber.

Auf schönen breiten Straßen, die durch glänzende Sauberkeit auffielen, ging unsere Fahrt durch das europäische Geschäftsviertel mit seinen meist einstöckigen Häusern, mit Laubgängen im Erdgeschoß und großen, hohen und luftigen Kontoren und Lagerräumen. Nach kurzer Zeit wechselte die Szenerie, die Sauberkeit war dem Schmutz gewichen, wir befanden uns im chinesischen Viertel. Ein neues, fesselndes Bild. Kleine Häuschen mit vergoldeten Schnitzereien, die das in ihnen betriebene Gewerbe verrieten, soweit es der fleißige Arbeiter dem Vorüberziehenden nicht durch das vor seinen Augen betriebene Geschäft kundete. Dazwischen Kneipen und Rauchsalons, die nicht gerade balsamische Düfte entsteigen ließen.

Fort aus dem Schmutz gelangten wir ins Freie, in jenen Teil, in dem der Wohlhabende sich seine herrlichen Wohn-

deten die Wetterinstrumente und das Gemurmel der durcheinanderlaufenden See die Anzeichen eines Taifuns, eines von jedem Schiffsmann in dieser Gegend gefürchteten Wirbelsturmes. Vom Sturm verschlagene Vögel umkreisten das Schiff, das nur langsam die schwer rollende See durchschnitt. Dunkle Wolken ballten sich zu schwarzen Wänden zusammen, und ein unheimliches Raunen tönte aus der Ferne. Immer lauter sprach die durcheinanderlaufende See ihre Sprache, bis plötzlich heulende Windstöße einsetzten und den schäumenden Gischt des Meeres an Bord warfen. Der Himmel öffnete seine Schleusen, und prasselnd stürzten Regenbäche auf uns hernieder. Geschäftig eilte die ganze Schiffsmannschaft hin und her, was nicht niet- und nagelfest war, wurde mit Lauen festgebunden, sämtliche Luken, Fenster und Türen wurden geschlossen. Mit Besorgniß schaute der Kapitän und seine Offiziere dem entfesselten Element zu. Kein Zweifel, wir waren inmitten eines Taifuns. Immer mehr nahm der Sturm zu, krachend und zischend schlugen die Wellen über das Promenadendeck. Der Sturm wurde zum wütenden Orkan und warf unseren mächtigen Dampfer wie eine Nußschale auf und ab. Heulend fauchte die Windsbraut durch das rasselnde Takelwerk. Da plötzlich blieb die Schiffsmaschine stillstehen, und in eigentümlicher Stimmung sahen wir uns erstaunt an, bis uns die Deutung wurde, daß dies mit Absicht geschah, um vielleicht dem vor uns liegenden Zentrum des Sturmbereiches zu

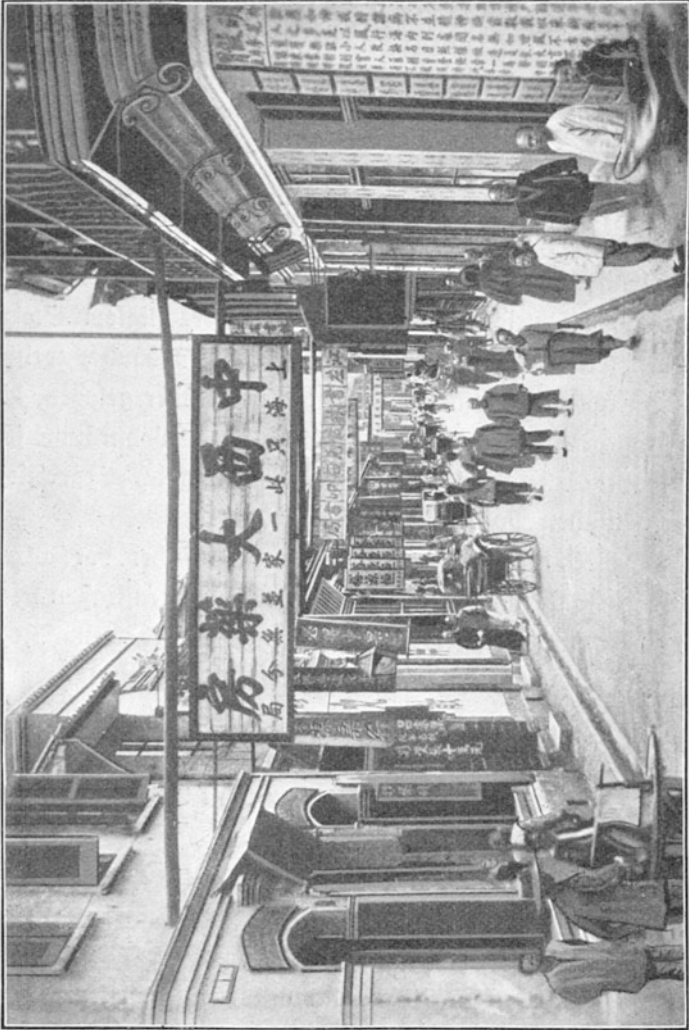
entgehen. Zwölf Stunden lang ließen wir uns so treiben. In das Tosen des Meeres, in das Heulen des Sturmes mischte sich das Geklirr der von den Wänden und Tischen fallenden Gläser, und nur auf den festgemachten Bänken fühlte man sich, sich festhaltend, noch einigermaßen sicher. Endlich, nach aufregenden 36 Stunden, legte sich der Wind, der Orkan lag in seinen letzten Atemzügen, noch peitschte er das Wasser, doch schon begann das Meer sich zu beruhigen. Die sofort vorgenommene Orientierung über den Platz unseres Dampfers ergab, daß uns der Sturm um 70 Seemeilen wieder rückwärts geworfen hatte. Noch kam das Finale, das uns am Abend ein heftiges Gewitter, wie eine Erlösung aus dem „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ brachte. Ein Naturschauspiel prächtigster Art.

Schmutziggelb war das Aussehen des Meerwassers geworden, und je mehr wir uns auf der weiteren Fahrt der Meeresmündung des Jangtsekiang näherten, kam die gelbe Farbe, Chinas Hausfarbe, auch in seinem Gewässer schon zum Ausdruck. Dichter Nebel verhinderte jeden Ausblick, schauerlich erklang das Nebelhorn des Dampfers, dazwischen tönte die Dampfpfeife, die sehnsuchtsvoll nach dem Lotsen rief, als wir an der Jangtsemündung angelangt waren. Aber kein Lotse ließ sich sehen, 24 Stunden lagen wir untätig da, bis endlich aus dem dichten Nebel gespenstisch eine große chinesische Dschunke auftauchte, die den Ersehnten brachte, der uns nach allmäh-

licher Besserung des Wetters den „Großen Fluß“ hinauf bis in die Einmündung des Wufung, der nach Schanghai führenden Wasserstraße, brachte. Nur die Dächer einzelner Häuser sah man vom nahen Festland, zu jeder Seite der Wufungmündung ein chinesisches Fort mit schweren, aber vollkommen ungedeckten Geschützen besetzt. Und diesem unserem Feind gegenüber lagen wir ruhig und friedlich vor Anker. Andere hatten schon für uns gesorgt. Kriegsfahrzeuge aller Mächte lagen klar zum Gefecht auf der Reede, und unter ihrem Schutze war für unsere Ruhe gesorgt.

Am nächsten Tage brachte uns der deutsche Leichter Bremen nach Schanghai.

In starken Windungen ging es durch flaches Land stromauf. Je mehr wir uns dem Endziel näherten, um so belebter wurde der Fluß. Schon zeigten sich hinter dem Mastenwald der im Hafen liegenden Schiffe aus aller Herren Ländern die imposanten Gebäude der am Kai liegenden Fremdenniederlassungen, lustig flatterte, vom Winde bewegt, die schwarz-weiß-rote Flagge auf dem deutschen Konsulatsgebäude. Vorbei ging es an der Dockanlage, in der der brave „Itis“, der Held der Takuforts, übel zererschossen lag. Ein eigentümliches Gefühl, als auch das erste, was wir, an Land gegangen, sahen, das am Bund, der Kaisstraße Schanghai, stehende Itisdenkmal, uns an unsere braven Landsleute erinnerte, die vier Jahre vorher als Besatzung des ersten „Itis“ so heldenhaft



Hauptstraße von Shanghai. (Chinefestadt.)

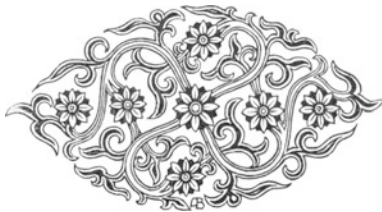
ihren Tod an der Küste von Schantung als das Opfer eines Saifuns gefunden hatten. Nun lag der neue „Altis“ nicht weit von diesen stummen Zeugen deutschen Heldentums und hatte neuen Lorbeer an seinen Bug gehftet.

Schattige Alleen ziehen sich entlang dieses Kais und der an ihm errichteten stattlichen Bauten, der Banken, des Zollhauses, des internationalen Klubs, der Konsulate und anderer öffentlicher Gebäude. Mit berechtigtem Stolz betrachteten wir die beiden stattlichen Gebäude, welche einem schönen öffentlichen Garten gegenüber gelegen, die deutsche Reichsflagge trugen, Amts- und Wohnräume für unseren Generalkonsul und Konsul, zugleich Expedition der deutschen Post.

Vom Bund aus nach dem Innern führt vor allem eine große Straße, welche alle anderen Seitenstraßen wieder rechtwinklig schneiden. Sie ist prächtig gehalten. Biegt man aber von ihr zur Seite ab, kommt man in enge und meist schmutzige Nebenstraßen. Auf der Hauptstraße herrscht lebhafter Verkehr. Neben der unvermeidlichen Kifsch ziehen zweirädrige Karren, mit Maultieren bespannt, Schubkarren und Tragsänften an uns vorüber, die feine Welt leistet sich europäische Wagen, die oft mit großem Luxus ausgestattet sind. Feine Chinesinnen, in herrliche Seidengewänder gehüllt, humpeln mit schwerfälligemtritt das Trottoir entlang, kaum beachtet von dem in seidennem Raftan würdig einher schreitenden Mitbruder.

ratten machte, ein geradezu überwältigender. Gruppenweise lagen die Schiffe der einzelnen Nationen zusammen, und ihre Flaggen grüßten weithin den neuen Ankömmling. Mit Stolz sahen wir, daß die deutsche Flagge besonders kraftvoll vertreten war, und in die deutsche Gruppe einlaufend, begrüßt von tosenden Hurraß unserer schon heimisch gewordenen Kameraden, gingen wir vor Anker.

Wir befanden uns unter dem Schutze wohlklingender Namen unserer jungen Flotte. Kurfürst Friedrich Wilhelm, Kaiserin Augusta, Bismarck, Brandenburg, Hanse, Weissenburg und Wörth, Namen, die die Erinnerung an große Zeiten deutscher Vergangenheit erweckten. Und dazu die Gegenwart — Jung Deutschland vereint unter dem schwarz=weiß=roten Banner voll frischen Mutes, bereit für neue Aufgaben — im fernen Osten.





In und um Tientsin.

Die verschiedenartigsten Gerüchte waren der Unterhaltungsstoff der kurz nach dem Ankerwerfen an Bord erschienenen Kameraden. Anscheinend war man über die Lage noch ziemlich im unklaren. Eine Dampfbarkasse legte längsseits an, und der ihr entsteigende deutsche Seeoffizier brachte den Befehl, daß das Regiment noch heute ausgeschifft und nach Tientsin gebracht würde. Für uns nach Taten dürstende Menschen war das eine gute Vorbedeutung. Denn kaum angekommen, schon Hals über Kopf ans Land gezogen, schien doch besondere Bedeutung zu haben. In größter Eile suchte man sein Hab und Gut zusammen, die Mannschaften standen mit ihren Kleidersäcken auf Deck bereit, der Leichter, der uns zur Flutzeit über die ausgedehnte und flache Barre oder Sandbank

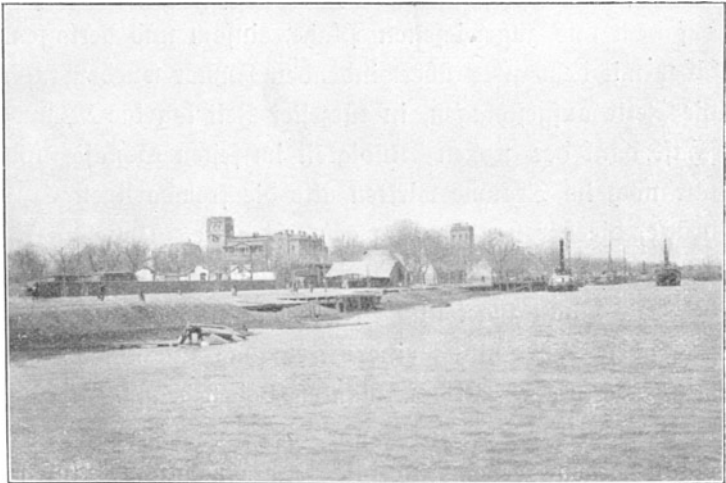
des Peiho bringen sollte, lag schon längsbeits. Plötzlich durchsauste eine Dampfmaschine in rasender Fahrt die Flut, legte bei uns an und brachte den Befehl des Grafen Waldersee aus Schanghai: „4. Regiment wird vorläufig nicht ausgeschifft und hält sich zur Weiterfahrt bereit.“

Langen Verhandlungen des Generalstabschefs des Armeekorps mit dem Regimentkommandeur ließen Besonderes erwarten. Die kriegerische Stimmung wurde noch gehobener, als die Kunde wurde, daß das Regiment bestimmt sei zur Teilnahme an der nach Eintreffen des Grafen Waldersee geplanten Einnahme von Schanghaiwan, des weiter nördlich gelegenen Küstenplatzes, dessen Besitz wegen seiner günstigeren Landungsverhältnisse und seiner längeren Eisfreiheit für den kommenden Winter besonders wichtig erschien. So sahen wir mit Spannung der Ankunft des Generalfeldmarschalls entgegen und setzten die Vervollständigung unserer Ausrüstung fort.

Der Salut der im Hafen liegenden Flagggeschiffe aller Nationen kündete am 25. September die Ankunft. In fieberhafter Erregung erwarteten wir die Rückkehr unseres zum Oberbefehlshaber befohlenen Kommandeurs. Leider brachte er uns die enttäuschende Mitteilung von dem Aufgeben der geplanten Expedition und den Befehl zur Ausschiffung nach Tientsin.

Aber auch der Ausführung dieses Befehles setzten sich zunächst Schwierigkeiten entgegen, da die See zu stark bewegt war und dem Leichter nicht gestattet, an die „Phö-

der auf der Straße sich bewegendenden Offiziere und Mannschaften aller Nationen. Streng gemustert und freundlich von allen Seiten begrüßt, zogen wir in strammster Haltung und uns der Wichtigkeit der gegebenen Situation bewußt, in glühender Hitze durch die von Villen,



Tientsin. Universität.

Konsulaten, Klubhäusern und Kaufhäusern umsäumten Straßen. Wohin das Auge schweifte, Neues, Fremdartiges, ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Rassen, der mannigfaltigsten Uniformen, die Sprache aus aller Herren Ländern tönte an das Ohr. Auch hier stieß man auf die Spuren der vorausgegangenen Kämpfe. Schon

denn an die chinesische Sitte, zum Durststillen den landesüblichen Tee zu nehmen, der im Lager und auch später in den Quartieren in großen Sonnen bereitgestellt wurde, oder auf Märschen in möglichst heißem Zustande verabreicht wurde. Mit der Sorge um die Gesundheit gewöhnte man sich gar rasch an die gänzlich veränderte Lebensweise. Der Gebrauch unabgekochten Wassers wurde verboten und mit schwerer Strafe belegt, eine Maßregel, die mit äußerster Strenge durchgeführt wurde. War es natürlich auch nicht zu vermeiden, daß Ruhr und Typhus ihren Einzug hielten, so sind beide gefürchteten Krankheiten doch nur in bescheidenen Grenzen aufgetreten.

Sientjin selbst konnte in der Nähe des Peiho zur Zeit nur als ein großes Militärlager angesprochen werden. Die Einheimischen kehrten erst allmählich zu ihren alten Wohnstätten zurück, die sie zumeist zerstört vorfanden, und was zurückkehrte, war in der Hauptsache nicht erster Klasse.

Die Stadt ist eigentlich der Hafen für die Kaiserstadt Chinas, Peking, sie hat aber die Hauptstadt durch ihren großen Handelsverkehr an Bedeutung und Größe weit überflügelt. Die alte Stadt ist, wie fast alle chinesischen Städte, mit einer hohen Mauer umgeben. Ihr vorgelagert liegen weite Vorstädte, theils von Einheimischen, theils von Fremden bewohnt, welche letztere sich vor allem in der Nähe des Peiho niedergelassen haben. Hauptsächlich Engländer, Deutsche und Amerikaner bewohnen die hübschen, in modernem Stile gebauten Häuser, die entlang

in den engen Gassen durch die in hellen Haufen sich schreiend und kreischend bewegenden Zopfträger hindurchwinden, soweit nicht Franzosen und Russen, die dort ihr Quartier aufgeschlagen hatten, mit energischer Hand Ordnung schafften. Die Häuser, sämtlich nur Erdgeschosse, sind aus Lehmwänden und Holz gefügt, Schmutz und übler Geruch der Stolz seines Inhabers. Hier trug ein Barbier Stuhl und Beckenstand an einem Bambusstab befestigt über der Schulter, flugs setzte er seine Last ab und bediente seine Kunden mitten im Gedränge auf offener Straße. Dort wurden Gebäck, zerschnittene Wassermelonen und sonstige verlockende Süßigkeiten unbekümmert um den an allen Orten aufgewirbelten Staub in offenem Zustand herumgetragen und fanden guten Absatz. Ein wüstes Geschrei erhob sich, eine Kolonne von Maultieren und Eseln, Lastwagen und Schubkarren machte sich Platz.

Schrille Töne eines Gongs drangen an unser Ohr, und der Verkehr stockte für kurze Zeit. Ein Leichenzug zog durch die Straße, nicht ernst und feierlich stimmte er uns, wie in der Heimat gewohnt, sondern man konnte als Europäer sich kaum des Lachens enthalten. Zwei Männer mit großen Papierlaternen, auf denen blaue Schriftzeichen Name und Alter des Toten verzeichneten, eröffneten den Zug. Eine Musikkapelle gab schauerliche Töne von sich, aus denen eine Melodie zu entnehmen auch mit aller Mühe nicht gelang; jedenfalls schien sie der modernsten

eines Begrabenen schließen. Wer irgendwie Mittel hat, besorgt sich selbst schon bei Lebzeiten seine letzte Behausung, und zu den vornehmsten Pflichten eines gehorsamen Sohnes gehört es, seinen Eltern schon zu einer Zeit, wo sie sich noch bei bester Gesundheit befinden, einen Sarg zum Geschenk zu machen; und nicht selten findet man so in chinesischen Häusern Särge auf Vorrat. Auf besseren Gräbern werden meist zwei Grabsteine errichtet; auf einem derselben ist Namen und Titel des Verstorbenen verzeichnet, der andere enthält eine kurze Lebensbeschreibung des Toten. —

Die Scheu, die der Chineser den fremden Eindringlingen entgegenbrachte, verschwand allmählich, und zu neuem Leben erwachte auch Tientsin. So trat man denn auch nach und nach in nähere Berührung mit den eigentlichen Einheimischen. Sie kamen ins Lager, um Geschäfte zu machen, Kulis wurden den Kompagnien zugeteilt zur Verrichtung bestimmter Arbeiten, und man suchte die Chinesen selbst in ihren wiedereröffneten Geschäften auf. In dem Verkehr, der sich so zwischen Mannschaften und Einheimischen entwickelte, bildete die gegenseitige Verständigung die Zeichensprache oder eine aus englischen, deutschen und chinesischen Lauten zu diesem Zwecke neu erfundene Sprache. Das Englische in diesem Kauderwelsch brachten wohl die Chinesen mit, denn jeder Rikscharmann ist stolz, einige englische Brocken sein Eigen zu nennen, und der Musketier setzte seinen Stolz darin, sich als sprach-

kundig auszugeben und, wenn noch möglich, die neuen Laute mit falscher Betonung weiterzugeben.

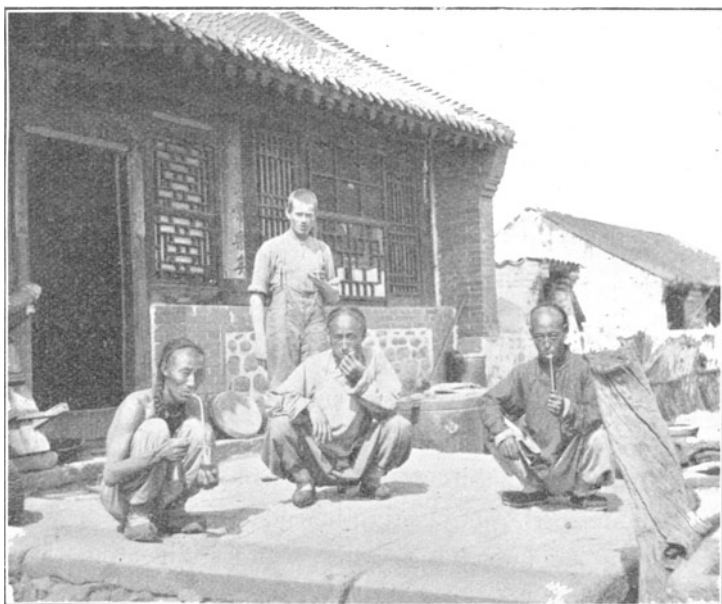
Unter den chinesischen Wörtern, welche unseren Leuten besonders geläufig wurden, spielte „quai-quai“ (schnell)



Ruli kwei-kwei.

die erste Rolle. „Ruli, kwei-kwei!“ tönte von allen Seiten, wenn der Chinese bei der Arbeit war; dann arbeitete er auch, denn er war beaufichtigt. War er unbeobachtet, arbeitete er meist nicht, und war aus seiner Trägheit nur mit dem allmächtigen „kwei-kwei“ zu wecken, daß er mit „kwei-kwei! kwei-kwei!“ zurückgab, um nun einen wahren Feuereifer zu entwickeln. Mit einem Auge schielte er

aber immer nach dem Musketier, und wandte dieser nur einen Blick von ihm, war es mit dem „kwei-kwei“ auch sofort vorüber.



Kuli tschau-tschau.

„Kuli lei“ (komm her), „Kuli tschau-tschau“ (Essen für die Kulis), „chau“ (gut), „bu chau“ (schlecht), „ma“ (das Pferd), „shui“ (Wasser), „fang“ (Dorf) und noch einige andere Wörter, vor allem Zahlen bildeten den beliebten Wortschatz der chinesischen Sprache. Dazwischen wurden einige englische Wörter eingeflochten wie „number one“

für sehr gut, oder „moneh“ und „too much“, und die neue Weltsprache war gefunden, und stolz wie ein Spanier, mit einer nicht nachzuahmenden stolzen Handbewegung, beherrschte der siegesbewußte Musketier den unterwürfigen Chinaman.

Nur mit Eintritt der Dunkelheit war in der ersten Zeit von der Unterwürfigkeit nicht viel zu spüren. Die Sicherheit auf den Straßen ließ noch vieles zu wünschen übrig, und ohne Laterne und Begleitung zu gehen, erschien nicht ratsam. Patrouillen aller Nationen bewegten sich auf und ab, und Anrufe in den verschiedensten Sprachen hinderten die ungestörte Fortsetzung des Weges.

Je mehr man mit den neuen Verhältnissen und ihrer besonderen Eigenart vertraut wurde, bahnte sich auch der Verkehr mit den anderen Nationen an. Den Treffpunkt mit den fremdländischen Offizieren bildete der in der Fremdenniederlassung befindliche schöne Viktoriapark, in dem deutsche und französische Militärmusik alles, was sonst getrennt war, vereinigte. Selbst die deutsche Nationalhymne ließ dort einmal eine Juvenkapelle ertönen. Auch in dem von einem Deutschen bestes geleiteten „Astor-House“-Hotel war willkommene Gelegenheit, einander näher zu treten.

Mich führten mehrere Pferdekäufe vor allem nach dem russischen Lager, und ich war dort bald ein gern wiederkehrender und freundlichst aufgenommener Gast.

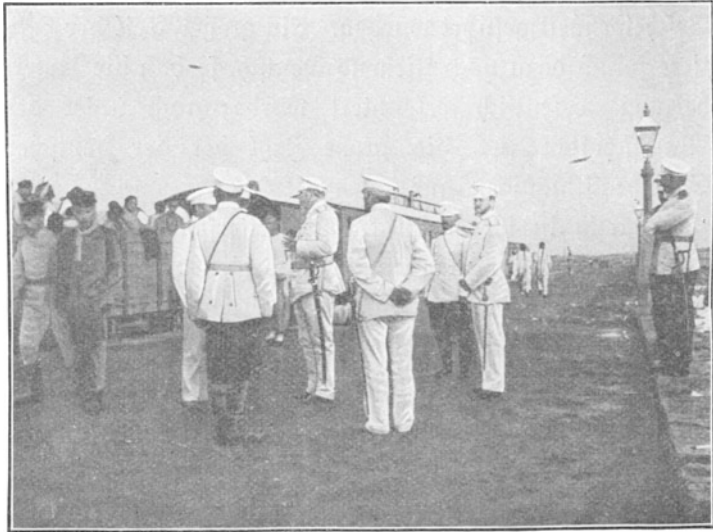
Mit den Russen näher bekannt zu werden, war der

allseitige Wunsch, denn sie erfreuten sich einer allgemeinen Beliebtheit infolge ihrer Anspruchslosigkeit und Waffenbrüderschaft. Von dieser hatten sie glänzende Proben abgelegt, vor allem in den Kämpfen um Tientsin, und gern lauschte man ihren Erzählungen, die in aller Bescheidenheit geführt wurden. Ein großer Teil der Offiziere sprach dazu noch fließend Deutsch, so daß die Unterhaltung wesentlich erleichtert wurde; auch unter den Mannschaften fiel die große Zahl der der deutschen Sprache Mächtigen auf.

Grimmig in ihrem Blick, mit wetterfesten Gesichtern, sahen die Mannschaften mit ihren weißen, nur lose sitzenden Jacken und der breiten weißen Mütze auf dem Kopf so recht danach aus, als ob Wind und Wetter ihnen nichts anhaben könnte. Auf ihre äußere Erscheinung schienen sie weniger zu geben, aber es paßte das zu ihren massigen, plumpen Gestalten.

Wollte man in ihr idyllisch gelegenes Lager gelangen, mußte man eine von ihnen erbaute Pontonbrücke überschreiten, an welcher ein stämmiger Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr jedem Chinesen das Gelüste, näher zu kommen, verdarb. Im Lager selbst herrschte ein frohes, kriegerisches Leben. Gleich am Anfang standen eine Menge Fahrzeuge, tadellos geordnet, die Pferde zum Teil an die Wagen gekoppelt, oder in einem abgetrennten Raum frei herumspringend. Auf die Pflege der Pferde schien man wenig Sorgfalt zu verwenden, wurde eines

benötigt, ergriff der Kosak das nächste beste, zäumte auf und zog dahin in scharfem Trab oder in einem wenig schön sich darbietenden Galopp über Stock und Stein. Kleine Pferde waren es, unschön, mit langen Haaren und meist

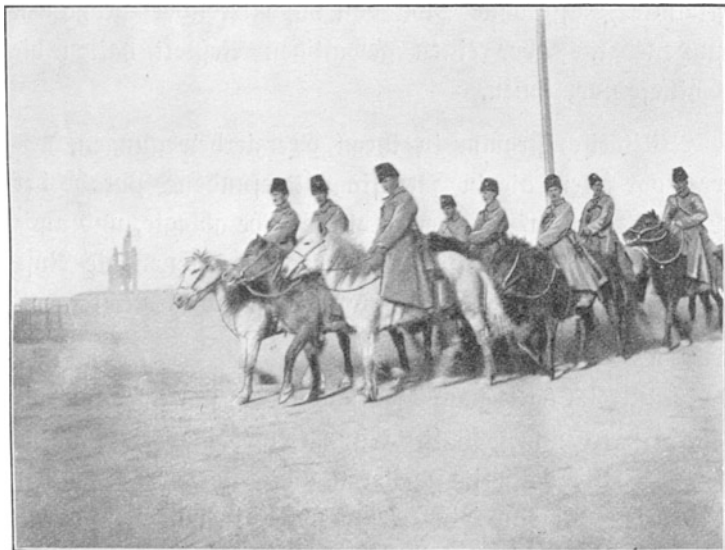


Russische Offiziere.

klapperdürr, aber wie ihre Besitzer waren sie genügsam und leicht zu erhalten, dabei aber von einer hervorragenden Ausdauer. Schneidig geritten und vollständig beherrscht wurden sie von den Kosaken, die man auch als gute Schützen und vorzügliche Aufklärer rühmte.

Betrat man das eigentliche Lager, wurde man sofort zu den Offizierszelten geführt, und ehe man sich versah, saß

man schon vor seinem Tee und Wutki, an dem sich alles beteiligte; selbst der Pope und die barmherzige Schwester fehlten nicht und wetteiferten in der Gastfreundlichkeit.



Russische Kosaken.

Die Mannschaften lagen meist in ihren weißen Zelten und ließen sich nur ungern in ihrem Schlafe stören. Er-
 tönte aber der Ruf eines ihrer Offiziere, waren sie mit
 Blitzschnelle zur Stelle. Jede Kompagnie hatte ihren
 Rüchenswagen, um den wir sie alle beneideten. Mit die-
 sem wurde das meist einfache Mittagsmahl zubereitet,

daß in der Hauptsache aus einer Brühe, mit Kartoffeln und Kohl vermengt, bestand.

Im Verkehr mit den Chinesen waren sie ziemlich kurz angebunden, und ein zur Beauffichtigung von Kulis bestimmter Russe ohne Stock von imponierender Größe war undenkbar. Aber einen gewaltigen Respekt hatten die Chinesen vor ihnen.

Militärisch stramm in ihren Exerzierbewegungen, wovon vor allem die in Tientsin stattgefundene Parade der Russen vor Graf Waldersee eine Probe ablegte, und ausgezeichnet in ihren Marschleistungen, erschienen die Russen uns bei ihrer Anspruchslosigkeit als das Muster von Feldzugsoldaten. —

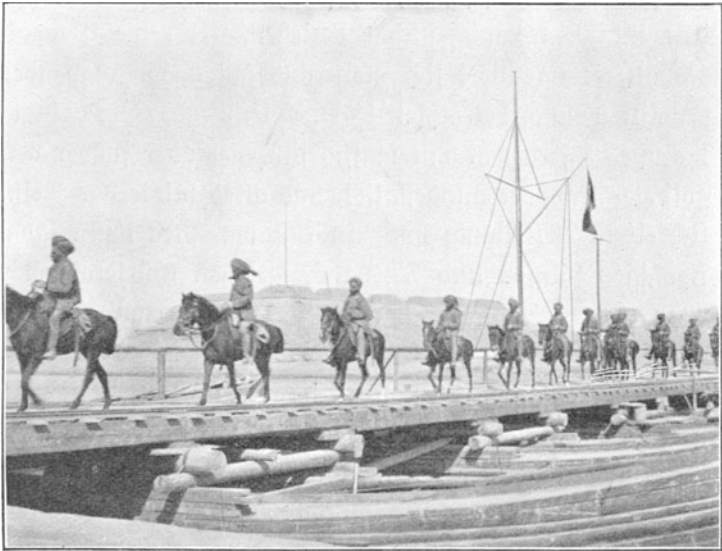
Frankreich hatte nach Deutschland die stärkste Truppenmacht für China gestellt. Ein merkwürdiges Zusammentreffen hatte dann im weiteren Verlaufe der Expedition die alten Erbfeinde in der Hauptstadt von Petschili — Paoting=fu — eng aufeinander angewiesen, und hier wie auch an allen anderen Orten, an denen die beiden Kontingente in nähere Berührung miteinander traten, wurden meist herzliche Beziehungen angeknüpft. Besonders unter den Mannschaften bildete sich eine gegenseitige Freundschaft heraus. Arm in Arm zogen sie in den verschiedenen Quartieren miteinander herum und vor allem in einem Punkte zeigte sich eine gewisse Verbrüderung und Übereinstimmung — beim Trinken in der Kantine.

würdig und kameradschaftlich. Diese Zurückhaltung fand eine Erklärung in dem Verhalten der heimatlichen Presse, die von einem intimeren Verkehr mit dem Sieger von 1870 nichts wissen wollte.

Besondere Bewunderung wegen der hervorragenden Soldateneigenschaften zollten wir dem in Paoting-fu stationierten Brigade-Kommandeur General Bailloud. Bei einem Pferdetransport, den ich während des Winters mit der Bahn nach einem vorgeschobenen Posten zu führen hatte, gab sich mir Gelegenheit, ihn und seinen Stab kennen zu lernen. Der für ihn und seine Offiziere eingestellte Wagen mußte von mir nach Einladung durch den Adjutanten mitbenutzt werden. Im Wagen selbst begrüßte er mich freundlichst, gab seinem Bedauern Ausdruck, nicht die deutsche Sprache zu beherrschen und stellte mich seinem Stabe vor. Zwanglos und heiter unterhielt er sich mit seinen Offizieren, die Unterhaltung führte er meist selbst, hierbei auch die Persönlichkeit des Grafen Waldersee mehrmals hervorhebend. Bei einer sich anschließenden dienstlichen Besprechung über die Verteilung der französischen Truppen während der kommenden Sommermonate fiel besonders das in seinen Händen befindliche gute Kartenmaterial auf. An dem folgenden Frühstück mußte ich gleichfalls teilnehmen. Der einzige zur Benutzung für seine Person vorhandene silberne Trinkbecher — während sonst die gewöhnlichen Feldbecher in Verwendung waren — mußte von mir auf gute Kameradschaft geleert

werden. Und in überaus herzlicher Weise verabschiedete er sich von mir nach Beendigung der Fahrt.

Schien da, wo wir den französischen Soldaten in der Ausübung seines Dienstes sahen, auch manches sich mit

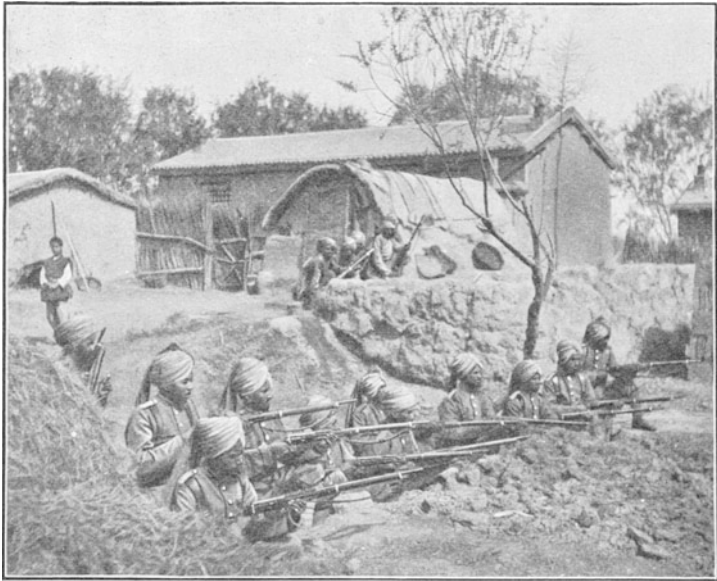


Indische Kavallerie auf der Peihobrücke.

unseren Begriffen nicht zu decken, so gefiel er uns doch immer durch die soldatische Art, die sich in seinem außerdienstlichen Verhalten ausprägte, die auch unserer Auffassung von Disziplin entsprach. —

Von England sahen wir der Hauptsache nach nur indische Truppen. Was vor allem in die Augen stach, das war ihre praktische und die größte Sorgfalt verratende

gezogenen Maultieren eine erstaunliche Last aufzubürden. Ein buntes Allerlei hatte allerdings ein solcher Bagagezug aufzuweisen, wenn Betten und Klappstühle, Lampen, warme und leichte Decken und die für den Inder zum täg-



Inder im Gefecht.

lichen Brot gehörende Wasserpfeife oft unter einer farbenprächtigen chinesischen Decke hervorragen. Und dieser Troß von Maultieren wurde getrieben von einer Schar uniformierter indischer Kulis, mit dicken Knüppeln ausgestattet, die wenig militärische Disziplin kannten.

Im Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften trat

vor allem die strenge Handhabung einer eisernen Disziplin hervor. Die Offiziere selbst zeichneten sich stets durch



Japanischer Kavallerist.

ausgesuchte Höflichkeit aus und kamen den anderen Nationen (ausgenommen den Franzosen, dort in gleicher Weise erwidert) mit einer gewissen Herzlichkeit entgegen. Wenn diese Leute mit den wettergebräunten Gesichtern

dern aus dreimal täglich abgegebenem Reis mit etwas Gemüse oder in getrockneten Fischen bestand.



Japanischer Infanterist.

Sehr zu leiden hatten sie unter dem ihnen aus der Heimat fremden, kalten und wechselnden Klima, und obwohl sie aus diesem Grunde immer wieder Ablösungen

nach dem Kriegsschauplatze schoben, hatten sie doch mit großen Verlusten zu rechnen.

Die Offiziere waren gut gekleidet und von einer ausnehmenden Höflichkeit. Sie hielten kameradschaftlich zu den übrigen Nationen, aber ihr Mangel an Kenntniß europäischer Sprachen stand einem näheren Verkehr hindernd entgegen. Eifrig waren sie bemüht, sich europäischer Umgangsformen zu bedienen, wozu vor allem der Gebrauch von Messer und Gabel gehörte, der allerdings öfter mißlang, ob der früher gewohnten Eßstäbchen.

Sah man japanische Abteilungen im Dienst, dann glaubte man sich auf deutschem Exercierplatz, stramm und schneidig in ihren Exercierbewegungen, faßenartig gewandt im Gelände — jeder Vergleich mit den anderen Mächten konnte ausgehalten werden. —

Ganz außerhalb des Verkehrs mit allen anderen Nationen standen die Amerikaner durch die wesentlich verschiedene Art der Auffassung des militärischen Berufes und durch die uns ungewohnte wenig soldatische Art, die vor allem auch im außerdienstlichen Verkehr jede Straffheit vermiffen ließ. —

Italien und Österreich-Ungarn waren nur schwach vertreten, zeichneten sich aber durch gutes Soldatenmaterial und ausgezeichnetes Verhalten außer Dienst aus und standen mit dem Dritten im Bunde in herzlichem Einvernehmen. —

Und nun zurück ins eigene Lager in Tientjin. Endlich

der Pioniere hergab, ging es nach Verlassen von Sientfin in das neue Land hinein. Durchweg war die Landschaft eben, mit zahlreichen Ortschaften bedeckt und meist mit Mais und Kauliang*) angebaut. Nirgend ein Wald, auf dem das Auge hätte ausruhen können, oder der den um die Mittagszeit willkommenen Schatten bei der zunehmenden Hitze gewährt hätte. Nur vereinzelte Bäume und Gebüsche verrieten die quer durch das Land ziehenden Kanäle oder die Nähe menschlicher Wohnungen. Vereinsamt lagen die Ortschaften da. Unser Kommen war infolge des im ganzen Chinalande ausgezeichnet eingerichteten Nachrichtendienstes schon viele Kilometer voraus bekannt. Durch Signale während der Nacht oder durch Läufer von einer Ortschaft zur anderen bei Tag und Nacht waren die umliegenden Ortschaften in Kenntniß gesetzt worden von dem Kommen der weißen Teufel. Meist hatte dies eine wilde Flucht zur Folge. Männer, Weiber und Kinder verließen in Eile ihre Häuser und suchten sich in irgendeine Bodensenkung, hinter einem Grabhügel oder im hohen Kauliang zu verbergen. Nur mühsam kommen Greise oder Frauen und Mädchen mit ihren verkrüppelten Füßen vorwärts, müde und abgehegt fallen sie über eine Erdscholle und platt sich auf die Erde drückend, bleiben sie liegen und warten das kommende Schicksal ab, indes die Truppe vorüberzieht. Kam man in ihre Nähe, warfen sie sich auf die Knie nieder und berührten

*) Zuckerhirse.

mit der Stirn dreimal die Erde, blieben mit den vorge= streckten Händen auf der Erde und nickten fortwährend mit dem Kopf auf und nieder, gleich dem wackelnden Chi= nesenkopf, den man in unseren Spielwarenläden vor= findet.

In der Ferne sah man dann die rüstigen Männer mit Saß und Pack, Pferd und Maultier abseits von der gro= ßen Straße ziehen, wenn man nicht die Haustiere manch= mal verräterisch im hohen Feld wiehern oder schreien hörte.

Mitunter hatte dieser Rundschafterdienst auch sein Gutes, wenn in einer weniger ängstlichen Stadt bei unse= rem Einrücken am Abend schon alles für unsere Unter= kunft vorbereitet war. Aber die Herren Boger und die im Lande stehenden chinesischen Truppen konnten so sich mit Leichtigkeit unserer Aufklärung entziehen. Der Boger zog einfach seine Uniform aus und kam als friedlicher Bürger der Kaiserin möglichst zuvorkommend uns ent= gegen, und der tapfere General Han ergriff einige Stun= den vor unserem Anmarsch gegen die Stadt Ta-tschöng= hsien mit etwa 700 Mann regulärer Truppen eiligst die Flucht und wich mit Gewaltmärschen nach Osten aus, während wir von seinen vorbereiteten Quartieren Besitz ergriffen.

Mit wechselndem Glück zogen wir weiter den uns vor= geschriebenen Weg, auf schmalen, sandigen Pfaden. Un= sere Bagage vermehrte sich durch die Bereicherung an

Pferden, Maultieren und Karren, die teils durch gewaltsame Beitreibung, teils durch Gestellung aus den Ortschaften in unsere Hände übergingen. Im allgemeinen war die Gangbarkeit auch außerhalb der Wege gut, und stellten sich dem Marsch keine besonderen Hindernisse entgegen. Größere Hindernisse bildeten nur die oft zu überquerenden Kanäle, die wie der Hu-to-ho, der Nün-ho oder Kaiserkanal und der Ostkanal 30—35 m breit und 1—2 m tief mit Hilfe der auf ihnen befindlichen Dschunken überbrückt wurden. Die Ortschaften waren als Dörfer, Marktflecken und Städte geschlossen gebaut. Eine Stadt sah der anderen gleich, einförmig, der Bau der Häuser durchweg niedrig. Öffentliche Gebäude und Privathäuser, Paläste und Tempel waren fast alle nach demselben Stil gegeben. Keine Turmspitze, keine Kuppel unterbrach die Gleichartigkeit. Die Häuser der Landbevölkerung waren die Einfachheit selber, aus Bambuspfählen und Lehm errichtet, darüber ein Dach aus Stroh beschwert mit einer Lehmschicht. Den Fußboden bildete der festgestampfte Lehm, die Fenster waren viereckige Löcher mit starkem Papier beklebt, das Dach vertrat zu gleicher Zeit die Stubendecke. Im Innern zwei oder drei Räume, in denen ein Tisch, ein paar Stühle oder Bänke das Mobiliar bildeten. Friedlich hauste hier die Familie meist im Verein mit den Haustieren, Schweinen, Hunden und Geflügel. Das bedeutendste Bauwerk in jedem größeren Orte bildete das Pfandhaus, ein Tempel oder der Namen, d. i. Palast

des Bürgermeisters, die alle aus Ziegelsteinen erbaut waren und uns gute Unterkunft gaben. Die besseren Häuser waren auch reinlich und ganz wohnlich eingerichtet. Die Verpflegung, die größtenteils aus dem Lande genommen wurde, war gut und reichlich. Im ganzen machte denn das platte Land einen durchweg guten Eindruck, wie auch seine Bewohner, da wo sie uns empfingen, friedlich, freundlich und entgegenkommend waren und von feindseliger Gefinnung nichts mehr verspüren ließen. Ein großer, körperlich und geistig gut entwickelter Menschenschlag trat uns entgegen.

Am unangenehmsten erschien uns nur das Klima, das tagsüber warm oft heiß war, und während der Nacht sich so abkühlte, daß das Wasser zum Gefrieren kam. Eines Tages setzte plötzlich heftiger Nordoststurm ein. Ungeheure Staubmassen wurden vom Sturme aufgewirbelt, und bald waren wir in undurchdringliche Staubwolken gehüllt. Der feine Sand drang uns in Augen und Nase, wir spürten ihn zwischen den Zähnen, und die Kehlen waren so trocken, daß wir uns nur mehr mit heiserer Stimme verständlich machen konnten. Mit dicken Staublagen waren die Augen verklebt, und wie Blinde tasteten wir uns nach vorwärts, denn nur in schwachen Umrissen konnte man in dieser graugelben Finsternis noch das sehen, was unmittelbar vor uns war. Dicke Sandschichten lagen auf den Tornistern, auf Mann und Roß und in den Koffern lag der feine Sand fingerhoch. Regen und

Schnee waren die Gefolgschaft des Sturmes, und unentwegt zogen wir weiter, nun ohne Weg, denn der Sandsturm hatte auch die wenigen Geleisepuren verweht.

Ein nachgeschickter Befehl des Korpskommandos verlängerte die anfangs nur für wenige Tage in Aussicht genommene Expedition und trug die Herbeischaffung möglichst vieler Oschunken auf, die in Tientsin dringend benötigt waren.

Dieser Befehl brachte auch mir den willkommenen Auftrag, mit 50 Mann selbständig den Kaiserkanal aufwärts nach Oschunken zu forschen. Die Mannschaften wurden am frühen Morgen auf Karren gesetzt und in lustiger Fahrt ging es den Fluß entlang. Weit und breit war niemand zu sehen, schon stand die Sonne im Mittag, und fast hatte es den Anschein, wir würden mit leeren Händen zurückkommen. Mit fünf Reitern vorausreitend, traf ich am Nachmittag auf den vom Kaiserkanal gegen Osten nach Taku führenden sogenannten Ostkanal und hier fand ich willkommene Beute. Dicht beieinander lagen an einer den Kaiserkanal abschließenden Schleufe ungefähr 30 Oschunken, eng besetzt mit Chinesen, während eine kleine Flotille sich den Kanal abwärts bereits in Fahrt gesetzt hatte. Sicherlich hatten die Chinesen wieder Kenntnis von unserem Kommen und suchten nun in der Richtung gegen Taku zu entkommen. Wir mußten ihnen aber doch überraschend gekommen sein. Zwei von meinen Reitern

nahmen sofort Beschlag von den noch festliegenden Fahrzeugen, und während ein anderer Reiter den Auftrag erhielt, die fahrende Kolonne zur Eile anzutreiben, ging es mit dem Rest zu beiden Seiten des Kanales im saufenden Galopp entlang, um von den abziehenden Dschunken noch möglichst viele an der Weiterfahrt zu hindern. Durch Abgabe einiger Schreckschüsse wurden die Ausreißer auf die Gefährlichkeit der gegebenen Lage aufmerksam gemacht und zur Umkehr gebracht, und nach zwei Stunden fühlte ich mich als Admiral einer Flotte von 60 Dschunken, die wohl bewacht an der Schleuse des Kaiserkanales lag. An dieser selbst ging es lebhaft zu, versuchten wir doch die Schleuse zu öffnen, um so den Eingang in den Kaiserkanal und den direkten Weg nach Tientsin zu gewinnen. Bald aber sahen wir das Fruchtlose unseres Beginnens ein und unter dem Feuerchein großer brennender Holzstöße brachten wir die eisig kalte Nacht an der Schleuse zu, die Chinesen auf den Dschunken streng bewacht von den mit Gewehr bei Fuß stehenden Mannschaften.

Keiner von den Chinesen durfte entkommen, denn wir benötigten sie dringend zur Fortschaffung der Fahrzeuge am kommenden Tage. In frühester Morgenstunde sollten diese in die Nähe des weiter vorwärts marschierten Bataillons gebracht werden. Neue Schwierigkeiten stellten sich entgegen, da das Wasser des Kanals in der Nacht stark gesunken war und sämtliche Dschunken auf

Sand saßen. Den Grund sollten wir am folgenden Tage erfahren.

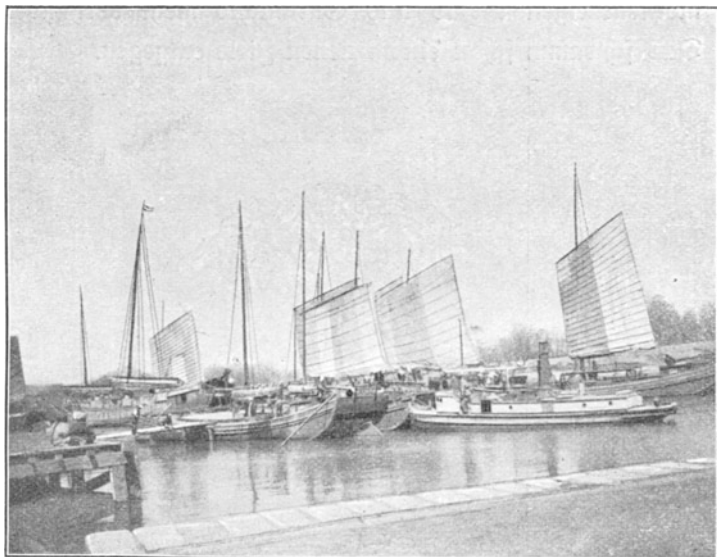
Nach mühevoller Arbeit setzte sich denn die Kolonne in Bewegung und traf im weiteren Verlaufe mit dem Bataillon zusammen, das sich sofort einschiffte und ostwärts weiterfuhr, gezogen von den Chinesen unter strenger Bewachung unserer Musketiere. Wohl mag sich unter den Chinesen so mancher befunden haben, der diese Beschäftigung nicht zu seinem Lieblingsberufe rechnete und manches seidene Gewand ließ darauf schließen, aber mit Gelassenheit und dem dem Chinesen bei unangenehmen Lagen eigentümlichen Lachen ertrug er auch dieses Unge- mach. Unter Benutzung eines nach dem Peiho führenden Seitenkanales wollten wir so nach Tientsin gelangen. Als wir aber an diesen gelangten, war seine Benutzung wegen des niedrigen Wasserstandes ausgeschlossen, und eine durch angeschwemmtes Treibholz versperrte Schleuse verhinderte auch die Weiterfahrt auf der bisherigen Wasserstraße, die in ihrem hinter uns liegenden Teile wegen des durch die Schleuse abfließenden Wassers merklich an ihrem Wasserbestande abnahm. Frohlocken wird wohl die Stimmung unter den Chinesen gewesen sein, die so hofften, im Besitze ihrer Dschunken zu bleiben; äußerlich trugen sie aber ihren bekannten Gleichmut zur Schau. Aber sie hatten doch falsch gerechnet. Während das Bataillon sich ausschiffte, um auf kürzerem Landweg Tientsin zu erreichen, erhielt ich mit 60 Mann den

11 Uhr vormittags des nächsten Tages lag die Schleuse so weit frei als möglich. Einige Balken konnten nicht entfernt werden und durch sie und über sie hinweg mußten nun die Dschunken mit dem sich wild durch die Schleuse ergießenden Wasser gebracht werden. Nachdem ich noch den Bürgermeister zu dem Fleiße seiner Gemeinde beglückwünscht (wer weiß, wie ihm seine Mitbürger dies Werk gelohnt haben werden), kam ich als erster mit meiner Dschunke glücklich über das Hinderniß. Nicht so gut ging es den nachkommenden Fahrzeugen und zwölf von ihnen zerschellten, von den reißenden Wassern an die Balken geworfen, oder füllten sich, leck geworden, mit dem schmutzigen Wasser, aus dem auch mancher Musketier gezogen werden mußte.

Am Nachmittag trafen wir auf einen engen, nördlich führenden Seitenkanal, der zum Peiho führen mußte, und von frischem Wind getrieben, folgten wir ihm in rascher Fahrt mit den aufgesetzten Segeln. Frischgrünes Schilf, gepflegte Getreide- und Gemüsegelder, zwischen denen sich Pappeln und Weiden erhoben, grüßten uns zu beiden Seiten. Gräben durchzogen diese Felder, deren Bewässerung vom Kanal aus erfolgte mit Hilfe eines von zwei Männern geschwungenen Bastkorbes, der als Schöpfgefäß diente und das Wasser unmittelbar vom Kanal aus in die Gräben hob.

Nach manchen Fährlichkeiten, die durch Entweichen von Rulis, durch Auflaufen von Dschunken oder plötzlichen

Nebel entstanden, erreichten wir denn wirklich den Peiho und setzten dicht am Ufer die Fahrt fort. Zahlreiche Frachtboote, große Dschunken mit ihren bambusgerippten Drachensegeln belebten den Fluß, dazwischen fuhren

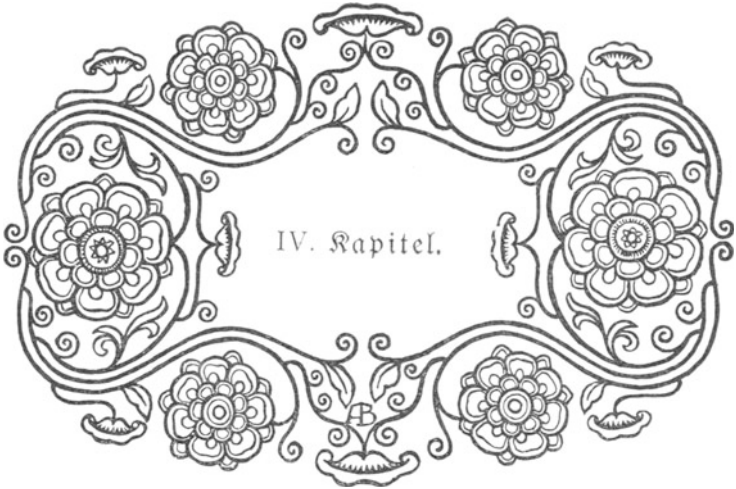


Dschunken am Peiho.

Dampfer in rascher Fahrt flußabwärts und warfen mit ihren Wellen unsere kleinen Fahrzeuge hin und her. Noch mußten wir die Unbilden eines heftigen Sturmes auf dem breiten Flusse durchkosten, bis wir endlich glücklich unser Ziel Tientsin erreichten, wo wir schon mit Besorgnis erwartet worden waren.

Erstaunt waren wir aber, als wir in unser Lager nach 16tägiger Abwesenheit kamen. Unser erstes Bataillon nicht mehr an seinem Platze, neue deutsche Truppen an seiner Stelle, im eigenen Lager aber eifrige Arbeit, bespachte Wagen, aufgestapelte Kisten und Kasten, und von meinem eigenen Hab und Gut nichts mehr vorhanden. Das schwamm schon einem neuen Ziele entgegen.





Auf der Winterstation.

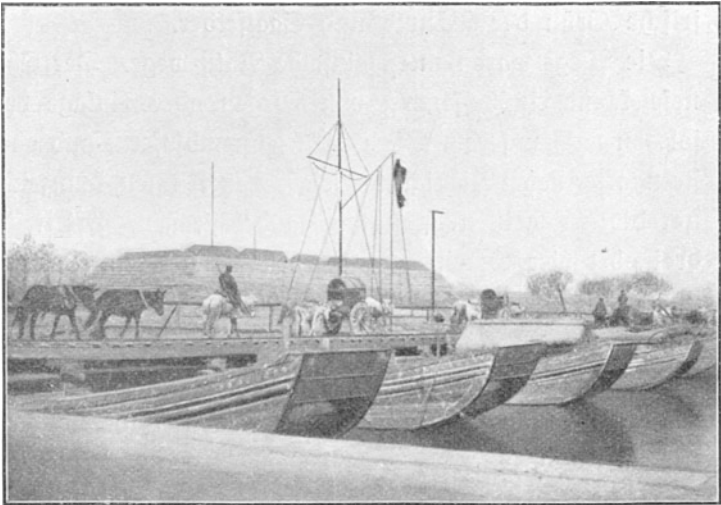
Der schon nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt erneute Abmarsch des Bataillons kam mir nicht eben gelegen. Der äußere Mensch sah doch zu wenig anziehend aus und hätte von Grund aus einer völligen Auffrischung bedurft. Dem stand aber das Fehlen meiner Koffer entgegen, und nur notdürftig, unter Mitwirkung der neu angekommenen Kameraden vom 6. Infanterieregiment, gelang die Wiederherstellung. Rasch erstand ich mir noch gegen ein Sündengeld eine englische Reitausrüstung, die ich meinem prächtig aussehenden Rotshimmel auflegte, und dann war auch ich bereit zum neuen Abmarsch. Ja, der Schimmel mußte in seinem Glanz das dem Herrn an äußerer Pracht Fehlende ersetzen und war sich auch dessen bewußt, nur hatte er den hie und da auftretenden Fehler,

plötzlich in Ortschaften unvermutet von der Straße scharf abzubiegen und sich im Ersteigen von senkrechten Wänden zu üben, dann aber eben so rasch wieder von seinem Kunststück abzulassen und friedlich den Weg vernünftiger Tiere weiterzugehen.

Der am 1. November erfolgende Abmarsch bedeutete zugleich den Abschied von Tientsin. Für die 2. Infanteriebrigade war als Winterquartier die Hauptstadt der Provinz Petchili, Paoting-fu bestimmt, die, etwa 180 km westlich Tientsin gelegen, zugleich der amtliche Regierungssitz dieser Provinz ist. In der Anfangszeit der Borerbewegung war die Stadt ein Hauptplatz der aufrührerischen Horden gewesen, und die Greuel, die hier an Missionaren und chinesischen Christen begangen worden waren, sollen nach den Schilderungen von Augenzeugen furchtbar gewesen sein. Jetzt war die Stadt bereits von deutschen und französischen Truppen besetzt, und wir bildeten nur mehr die befohlene Verstärkung. Im Großen und Ganzen handelte es sich demnach um einen friedlichen Marsch, der nur durch geheimnisvolle Gerüchte von dem Vorhandensein von Borerbanden schmählicher gemacht wurde, die uns zeitweise von der geraden Marschstraße abzogen. Gesehen haben wir keine Borer auf dem ganzen 10 Tage währenden Marsche, er führte uns aber wieder durch weite Gebiete chinesischen Landes, die uns neue Einblicke in Land und Leute gewährten.

Eine große, weite Ebene, durch die wir hindurchzogen,

äußerst fruchtbar und dicht bevölkert von akerbautreibenden Bewohnern. Sorgfältig war das ganze Land bebaut, und kein Fleckchen Erde schien außerhalb der Wege unbezucht geblieben zu sein. Der Anbau erstreckte sich in der Hauptsache auf Mais, Gerste und Hirse, aber auch Weizen=



Deutsche Bagage zur Expedition.

und Kartoffelfelder lagen an der Straße. Hoch über allem Anbau ragten die noch auf dem Halme stehenden Kauliangpflanzen hervor, die, oft mehr als 3 m über dem Boden stehend, die Übersicht auf weite Strecken behinderten und die Straßen durch enge Hohlwege hindurchführten. Sonnig und warm waren die Tage, die reine, klare Luft ließ uns in weiter Ferne liegende Gebirgszüge

in dunklen Umrissen sehen und brachte so ungeahnte Abwechslung in das sonst eintönige Landschaftsbild. Aber anziehender war doch die ganze Landschaft als jene südlich Sientfin durch die dichten, ausgedehnten Gruppen hochstämmiger Bäume in der Nähe der Ortschaften, die von weitem gesehen große Waldungen vortäuschten, durch das frische Grün der Bäume und Saatfelder.

Die Wege waren meist einfache Naturwege. Der Chinese kennt Ausbesserung von Wegen oder Anlage von solchen nach unserem Sinn nicht. Grundloser Sand oder steinhardter Lehm mit tief ausgefahrenen Rinnen, kennzeichnet die am meisten benutzten Handelsstraßen. Oft liefen drei oder vier Geleisepuren nebeneinander, ein Beweis, daß der Chinese die angebauten Felder nicht schont, wenn ihm die Furchen der eigentlichen Straße zu tief geraten sind. Auch dem Fortkommen unserer in der Heimat gebräuchlichen Fahrzeuge war die mit den landesüblichen Geleisen nicht übereinstimmende Spurweite sehr hinderlich, und in der Folge bedienten wir uns denn auch der einfachen, aber dauerhaft gebauten zweirädrigen chinesischen Karren.

Die Bevölkerung war meist entgegenkommend und entschieden zutraulicher, zuweilen sah man sie sogar auf den Feldern eifrig arbeiten trotz der vorüberziehenden Truppen. Dörfer und Häuser machten allgemein den Eindruck der Wohlhabenheit. Die Unterbringung in den größeren Ortschaften, die zur Unterkunft gewählt wurden, stieß auf

keine Schwierigkeiten, nur die notwendige gründliche Säuberung und Instandsetzung der Quartiere ließ die Leute spät zur Ruhe kommen. Für das Nachtlager selbst wurde Kauliangstroh aufgeschüttet, darüber die mitgeführten Decken gelegt, und das Federbett war fertig.

Die Verpflegung auf dem Marsche erfolgte theils durch mitgeführte Vorräte, theils durch Beitreibung aus dem Lande. Nur das Fehlen des uns allen gewohnten Brotes war ein fühlbarer Mangel; dieses konnte aber aus dem Lande nicht gewonnen werden und war für uns auch durch das Mehlgebäck, welches in China seine Stelle vertritt, nicht zu ersetzen.

Kilometer auf Kilometer ging es weiter, und immer näher kamen wir dem neuen mit Spannung erwarteten Ziele. Noch einmal verhüllte auf der letzten Marschstrecke die Sonnenscheibe sich mit einem schmutzig-gelben Schleier und ließ uns das Nahen des uns schon bekannten Sandsturmes erkennen, der, mit elementarer Gewalt losbrechend, uns wieder alle seine unangenehmen Folgen durchkosten ließ. Mit schwarzen Gesichtern und Händen, der ganze Mensch mit einer dichten Staubschicht bedeckt, hielten wir am 10. November unsern Einzug in Paoting-fu, auf dessen die ganze Stadt umschließender hoher und breiter Mauer deutsche und französische Fahnen friedlich nebeneinander um die Wette flatterten.

Der erste Eindruck, den wir gewannen, war gerade kein besonders günstiger. Schlechte, zerfahrene Straßen, ein-

fache Lehmwege, mit niederen einstöckigen Häusern und Bretterbuden, die meist fest verschlossen waren. Auch hier wieder übler Geruch, der vor allem aus den in Betrieb befindlichen Garfüchen uns mächtig entgegenschlug; neugieriges Volk, meist wenig anziehend, armselig in schmutzige Tücher gekleidet, trieb sich auf den Straßen herum. Nach dem Nordwesten der Stadt zog das Bataillon und erhielt dort seine Quartiere zugewiesen.

Ein Chinesenhaus, in das der Wind durch die zerstörten Fensterrahmen den außen liegenden Schmutz und Staub nach seinem Belieben trieb, in dem wohl seit langen Jahren ein Chinese nach seiner gewohnten Lebensart hausen konnte, in dem aber wohl auch seit ebensovielen Jahren ein Besen oder das alles neu machende Wasser nur dem Namen nach bekannt war, wurde mir und einem Kompagniekameraden als Behausung zugewiesen. Alles kann der Mensch ertragen — todmüde wie ich war, legte ich mich eben auch in diesen chinesischen Schmutz, der noch dazu den Anspruch auf Feinheit erhob: befand ich mich doch in der Behausung eines Gelehrten. Als Vermächtnis hatte mir der Herr Magister weiter nichts zurückgelassen, als eine Unmenge alter Schmöker. Ob der gute Mann wohl geglaubt hat, daß mich nach chinesischer Literatur dürstete, oder wollte er mich ärgern, da ich die Zeichen doch nicht lesen konnte? Sicher hätte ich mehr Vergnügen gefunden an einem Tisch oder Stuhl. Dafür hatte ich aber den großen Vorzug, auf dem Platze zu

schlafen, auf dem sonst seine Frauen ihre graziösen Formen dem Schlummer übergeben hatten.

In den nächsten Tagen gab es denn in dem dem Bataillon zugewiesenen Stadtviertel ein emsiges Schaffen, um eine entsprechende Häuslichkeit und vor allem Reinlichkeit und Ordnung herzustellen und zu festigen. Wieder zogen unsere Handwerker mit Hammer und Säge, mit Kelle und Richtlot durch die unwirtlichen Räume. Dort entstand ein Stall, hier wurde eine Speiseküche eingerichtet, wieder andere erbauten einen Wasch- und Baderaum; durch alle Räume ergoß sich ein mächtiger Wasserstrom und richtiger Seifengeruch erfüllte die Luft ringsum. Bald sah es behaglicher aus, und die von uns selbst erbauten Öfen ließen uns hoffen, auch der nun schon beginnenden Kälte mit Fassung entgegensehen zu können.

Auch in der eigenen Behausung zog die Sauberkeit ein, aber die Vorbereitungen zur Besserung der Wohnlichkeit erlitten ein rasches Ende durch den Befehl, schon sechs Tage nach unserem Einzug in Paoting-fu zu einer neuen Expedition aufzubrechen in das uns von ferne grüßende Gebirge. Die Kompagnie erhielt hierbei den selbständigen Auftrag, das Gebiet des auf den chinesischen Karten angegebenen Flusses Tang-ho möglichst bis zu der als Bergfeste bekannten Stadt Sao-ma-fuan aufzuklären und Skizzen des Geländes zu fertigen. Zahlreiche Nachrichten über Boger und reguläre Truppen waren uns auf den Weg mitgegeben worden. Schon am ersten Tage gestal-

Von der Ortschaft, einem Gebirgsdorf von etwa 40 Häusern, sah man nichts, bis man unmittelbar vor ihren Toren stand. Von ordentlichen Truppen besetzt, mußte sie vom militärischen Standpunkt aus beinahe als uneinnehmbar bezeichnet werden. Unbehelligt hielten wir unseren Einzug. Alles tot und leer, weit und breit keine menschliche Seele, nur einige Hunde verteidigten den Besitz ihrer Herren. Ringsum war die Stadt — denn auf diesen Titel erhebt der Ort Anspruch — mit Mauern umgeben, welche auf drei Seiten durch Tore Einlaß gewährten. Die Höhen krönten Warttürme, zum Teil neu und erhalten, zum Teil uralt und zerfallen. Die Garnison war von den Truppen anscheinend schon vor mehreren Tagen verlassen worden, nur ein größeres Uniformlager und mehrere hundert Geschützrohre ältester Art zeugten von der Bestimmung des Ortes.

Der der Kompagnie gewordene Auftrag war damit erfüllt, und schon am nächsten Tage rüsteten wir zum Rückmarsch. Er mußte der Wegeverhältnisse halber in der gleichen Richtung angetreten werden. Schon während des Marsches stießen wir, wieder ins Tal gelangt, auf frische Spuren einer anscheinend erst vor kurzem des gleichen Weges gezogenen Marschkolonne, deren im Sand gebliebene Abdrücke nur von chinesischen Füßen herrühren konnten. Die weitere Erkundung ergab denn auch, daß bei Dan-yi-li, abseits der Dorfstraße, sich ein erst vor kurzem von Truppen verlassenes feindliches Lager

befand. Wir hatten die tapfere Garnison anscheinend beim Einnehmen ihrer Abendmahlzeit gestört. Noch standen die mit Reis gefüllten Schüsseln auf den Tischen, und nur ein paar noch am Ortsrande sich versteckt haltende Bewaffnete schienen sich von den kulinarischen Genüssen nicht getrennt zu haben. Eiligt ergriffen sie beim Nahen unserer Patrouille die Flucht auf die Berge und zeigten uns so den Weg, den wir selbst einschlagen mußten. Aber wieder sahen wir zu unserer großen Enttäuschung das gleiche Bild wie wenige Tage zuvor. Zwei geschlossene Abteilungen, jede etwa 300 Mann stark, verschwanden im Marsch an den Berghängen gar bald im deckenden Fels. Die eigene Abteilung war noch weit zurück, und ihr spätes Eintreffen und die einbrechende Dunkelheit setzten einer weiteren Verfolgung ein Ziel.

Zahlreiche in den Häusern der Ortschaft gefundene Waffen der verschiedenartigsten Konstruktion ließen die Vermutung zu, daß wir es hier anscheinend mit einer in der Bildung begriffenen Bogerbande zu tun hatten, und damit war uns auch die Erklärung gegeben, warum wir alle von uns berührten Ortschaften wie ausgestorben getroffen hatten. Hell loderte die Flamme des von uns in Brand gesteckten Waffenarsenales zum Himmel empor und beleuchtete schauerlich schön Tal und Höhen.

Die Nacht selbst verlief ruhig, und am frühesten Morgen stellten wir uns bereit, um den gestern entdeckten Feind anzugreifen. Durch tiefe Einschnitte gelangten wir an den

Fuß des Bergeß. Reges Leben herrschte auf ihm. Zahlreiche in Auflösung begriffene Abteilungen stiegen den Berg hinan bis in die obersten Regionen, um von dort durch eine Scharte hindurch das nächste Thal zu gewinnen oder in der eiligen Flucht, noch an den Berghängen von unseren Gewehren erreicht, in die nächste Deckung sich schiebend und drängend oder getroffen vom wohlgezielten Schuß den mühsam erstiegenen Abhang wieder hinunterzugleiten. Überall stießen wir auf frische Lager, in welchen Waffen in großer Menge aufgestapelt waren. Gebrauch gemacht hat der Gegner von seinen Waffen nicht, nur gegen eine linke Seitenpatrouille der Kompagnie wurden zwei Schüsse abgegeben, sonst war alles nur auf die eilige Flucht bedacht. An eine Verfolgung in das unwirtliche Felsgelände bei Unkenntniß der Wege war nicht zu denken, und so ließen wir vom Gegner ab, um den Weitemarsch fortzusetzen und unseren Ausgangspunkt Pao-ting-fu wieder zu erreichen. War es auch keine Waffenthat, die wir hier im Gebirge vollbracht, so waren wir doch stolz auf den Ausgang unseres Erkundungsmarsches, der uns als erste Kompagnie des Regiments mit dem Gegner wenigstens in Berührung gebracht hatte.

Als wir wieder unseren Einzug in unser Standquartier hielten, sah es in der Stadt schon wesentlich besser und sauberer aus, als bei unserem Weggang. Eine straffe Straßenpolizei hatte hier Wandel geschaffen und sorgte für Aufrechterhaltung der Reinlichkeit und Ordnung.

Auch in der eigenen Behausung wurde es gar bald wohllicher. Schon lange hatte der Bursche mit einer anscheinend frisch vermauerten Stelle im Hofe des Hauses geliebäugelt und endlich die Erlaubnis erhalten, seinen Wissensdurst zu stillen. Er hatte recht, denn dort hatte der eigentliche Hausherr einen Teil seines beweglichen Inventars versteckt und mir vorenthalten. Nun seine schönen Ebenholzmöbel mein Zimmer schmückten, der Schreiner eine richtige Bettstelle gezimmert, ein eiserner Ofen wohlthuende Wärme von sich gab und als größter Luxus eine richtige Hängelampe das Ganze behaglich beleuchtete, da war es gemütlich und wohl auszuhalten. Ein lustiger Kanarienvogel brachte Leben und Unterhaltung im Wohnzimmer, und im Schlafzimmer sorgten dafür die Ratten, die auf der leicht gebauten Stubendecke in der Nacht ihren Festball gaben.

Bei dem Bau eines chinesischen Hauses spielt der Aberglaube eine große Rolle. Zahlreiche abergläubische Zeremonien müssen der Auswahl der Baustelle vorausgehen, um dem Hause Glück, Reichthum und männliche Nachkommen zu verschaffen und Unglück, Armut und Krankheit fernzuhalten.

In der Stadt sind die Privathäuser fast nie unmittelbar an der Straße gelegen, sondern fernab vom Getriebe des Verkehrs. Die Bauart der Häuser ist überall die gleiche. Wohlhabende und vornehme Chinesen wohnen in sogenannten Yamen, eine Reihenfolge von einstöckigen

Gebäulichkeiten verschiedener Größe, die durch dazwischenliegende Hofräume voneinander getrennt sind. Zunächst der Straße liegt das Gebäude mit dem Empfangszimmer und den Wohnräumen der Dienerschaft. Dem Haupteingang gegenüber ist aus Ziegelsteinen eine meist mit gelben Farben bemalte Mauer aufgeführt, die den Vorübergehenden die Möglichkeit nimmt, einen Blick in das Innere des Hauses zu tun.

Durch den äußeren Hof gelangt man durch ein zweites Tor nach dem zweiten Hof, in dem sich das Hauptgebäude mit seinen Nebengebäuden befindet. Während im Hauptgebäude die Eltern wohnen und in angebauten Flügeln die Kinder mit ihren Wärterinnen Unterkommen finden, sind die Nebengebäude für die verheirateten Söhne mit ihren Familien bestimmt.

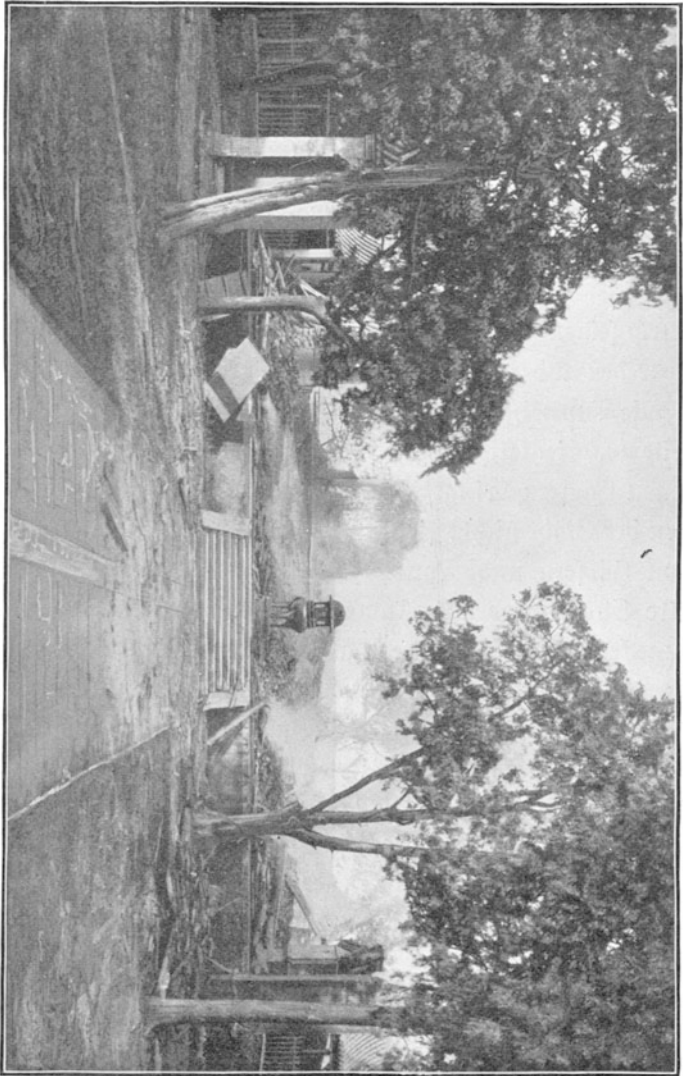
Die einzelnen Zimmer werden durch Holzwände voneinander geschieden, die Fenster sind mit Papier oder einer Art Marienglas ausgefüllt. Auf die innere Ausstattung seiner Zimmer legt der wohlhabende Chinese besonderen Wert, und man begegnet hier, zumal in den Frauengemächern, herrlichen eingelegten Möbeln. Große Spiegel stehen an den Wänden, die sonst mit langen Papierrouleaux behangen sind, auf denen schön gemalte Sprüche stehen oder Vögel, Bäume und Figuren willkommene Abwechslung bringen.

Einen großen Teil der eigentlichen Zimmer nehmen die gemauerten Bettstellen, die sogenannten „Kang“ ein.

Sie werden etwa zwei Fuß hoch aus Ziegeln aufgeführt und mit einer Strohmatte oder mit wollenen Decken bedeckt. Vorne sind Feuerlöcher angebracht und im Innern Züge für das Strohfeuer, welches im Winter zur Heizung dient. Auf dieser Bettstelle spielt sich im Winter in der Hauptsache das Familienleben ab, denn sie gewährt oft der ganzen Familie Raum, die in dem sonst kalten Zimmer frieren müßte. Der Kälte begegnet sonst der Chinese durch seinen Anzug, er zieht einfach so lange einen Anzug über den anderen an, bis es ihm warm genug ist.

Die Bauweise der Chinesen mit ihren nach der Straßenseite zu, orientalischer Sitte gemäß, vollständig abgeschlossenen Häusern bringt es mit sich, daß man in den Straßen der Stadt nichts sieht als kahle Mauern, Hinterwände von Häusern und Torwege. Jetzt waren in Pao-ting-fu alle Straßenzüge mit Namen versehen, die, an den Straßenecken mit großen Lettern angeschrieben, die Orientierung in der Stadt erleichterten. Im deutschen Viertel die Augsburger-, Nürnberger-, Münchner-, Württembergerstraße, im französischen Viertel Rue de France, de Paris, de Gauvenne, de Chemin de Fer. Schon regte sich allenthalben wieder das geschäftliche Leben in den Straßen, die abgezogenen Chinesen kehrten zurück und öffneten ihre Läden, und bald setzte auch auf dem Markt ein schwungvoller Handel ein.

Der größte Teil des Geschäftslebens in einer chinesischen Stadt spielt sich auf der Straße ab. Eine huntbewegte



Geleiteter Tempel in Paoting-fu.

Händlerschar durchzieht die Straßen und bevölkert die freien Plätze, singend, schreiend und mit allerlei Lärm-



Der Herr Barbier.

instrumenten arbeitend lenken sie die Aufmerksamkeit des Fußgängers auf sich.

An einer Straßenecke behandelt eben ein umherreisender Barbier einen feingekleideten Chinesen. Auf einem etwa drei Fuß hohen Bambusunterfaß steht ein hölzer-

ner, rotlackierter Napf mit Wasser, ein kleiner, dreibeiniger Schemel gibt den Platz für den Kunden. Kleine Handtücher und das aus einer dicken eisernen Klinge bestehende, mit einer stählernen Schneide versehene Rasiermesser sind sein Handwerksgerät. Der Kopf des Kunden wird einfach ein wenig naß gemacht, und dann säbelt der Barbier darauf los. Alles auf offener Straße, während rings um ihn die Menschenmenge hin und her wogt und heftige Grimassen des armen Opfers die Wohlthat der Prozedur erkennen lassen. Nach erfolgtem Rasieren wird das Haar gewaschen und geflochten, denn auf einen schönen Zopf legt der gelbe Mann einen hohen Wert. Raum ist dies fertig, entnimmt der Haarkünstler seiner Handwerksstasche neues Werkzeug, mit dem er die Ohren seines Kunden reinigt, um zum Schluß mit einem kleinen Reibeisen noch die Augenlider zu bearbeiten. Eine Stunde vergeht fast, bis die Qualen beendigt sind, dann erhebt sich verjüngt und verschönt der Sproß aus edlem Hause, zahlt sein bescheidenes Honorar (etwa 10 Pfennige) und setzt vergnügt seinen Weg fort, während ein anderer seinen Platz einnimmt.

Lebhafte Stimmengewirr schallt uns, wenn wir den Weg fortsetzen, aus den zahlreichen an der Straße gelegenen Teehäusern entgegen, die mit ihren ausgehobenen Fensterläden den freien Blick in das Innere gestatten und während des ganzen Tages fleißig besucht werden. Ein Koch hält vor dem Teehaus, und mit kreischender Stimme

versucht er seine stark duftenden Fadennudeln an den Mann zu bringen.

Die Menge staut sich auf dem kleinen Platze, den wir nun betreten, eine Gauklerbande hat hier ihr Lager auf-



Meister Pek zeigt seine Kunststücke.

geschlagen. Unter den Klängen einer gedämpften Trommel und eines Gongs läßt Meister Pek seine Kunststücke sehen, um dann von einem Feuer- und Messerschlucker abgelöst zu werden. Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes sitzt abgerückt vom lauten Treiben der moderne Briefsteller, der mit wichtiger Amtsmiene, seine Gelehr-

samkeit durch eine Brille beweisend, die Gedanken und Wünsche seines Klienten zu Papier bringt.

Marionettenspieler in Begleitung einer die Ohren zerreißenden Musik versammeln die Jugend um sich, und hat das schauerlich schöne Stück sein Ende, dann schallen neue Töne von allen Seiten wieder, hier ein Schuhmacher, dort ein Klempner, von links ein Regenschirmmacher, von rechts ein wandernder Apotheker, alles geht dem Verdienste auf der Straße nach, schreit und lärmt und sucht den anderen in der Stärke der Stimme zu überbieten.

Eine auffallende Erscheinung war, daß in all dem Getriebe das weibliche Geschlecht fast gar nicht vertreten war. An und für sich tritt die chinesische Frau ja wenig in die Öffentlichkeit und ist hauptsächlich an das Haus gebunden, zur Zeit der chinesischen Wirren waren aber die Frauen in der Hauptzahl in ruhige Gebiete des weiten Reiches entflohen oder wurden ängstlich vor uns Wilden versteckt. Ließ zufällig die eine oder andere Vertreterin des zarten Geschlechtes sich sehen, so gehörte sie meist den ältesten Jahrgängen an und ließ durch ihre Häßlichkeit den Wunsch nach ihren Schwestern verstummen.

Die Tracht der Frauenwelt aus dem Volke ist nichts weniger als kleidsam und unterscheidet sich nur wenig von der Männertracht. Sie besteht aus einer weiten, meist blauen Jacke, welche bis zu den Knien reicht und am Halse und an der Seite geschlossen wird. Weite Hosen, an den Knöcheln zusammengebunden, und weiße aus

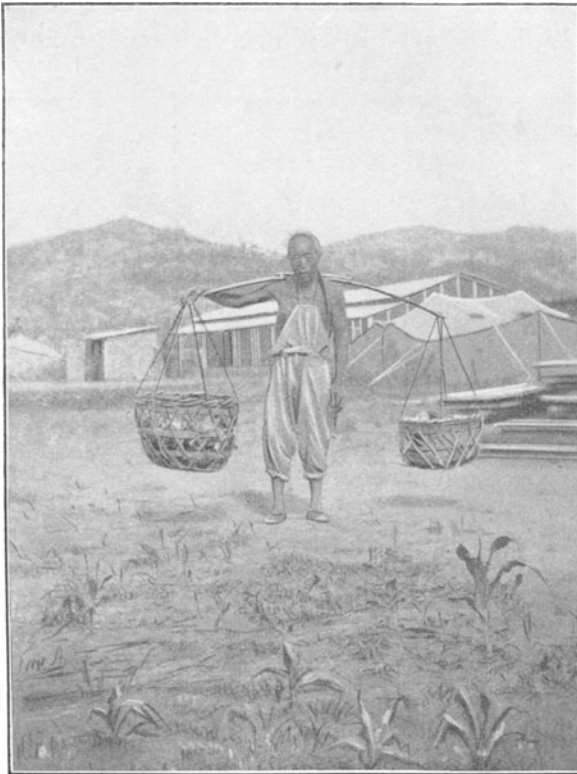
fen. Nicht wie bei uns, um Mängel zu verdecken, sondern als Beweis, daß die Frau auf ihr Aüßeres hält. Pfirsichrote Lippen und tiefschwarze, hochgeschwungene Augenbrauen werden mit möglichst dick aufgetragener Schminke erzeugt.

Besonders kunstvoll ist die weibliche Haarfrisur, die noch durch Einstecken von Blumen, Perlen, Edelsteinen usw. gehoben wird. Mädchen tragen bis zu ihrer Heirat das Haar aus dem Gesichte gekämmt. Nach der Hochzeit wird das Haar oberhalb der Stirne ausgerissen und beim Nachwachsen immer wieder mit der Pinzette entfernt. Witwen legen jeden Haarschmuck ab und schminken sich auch nicht mehr. So ist schon äußerlich der jeweilige Stand des zarten Geschlechtes zu erkennen. —

Eine lange Reihe ruhiger Wochen folgte der Expedition ins Gebirge, und unsere auf Taten gestimmten Gemüter wurden stark herabgedrückt. Ein richtiges Garnisonleben, wie daheim im Kasernenhof und auf dem Exercierplatz, trat allenthalben ein.

Der strenge chinesische Winter hielt seinen Einzug. Schon vom frühen Morgen an setzten die pfeisenden Töne eines scharfen Ostwindes ein, der bei der lustigen Bauart der Wohnhäuser sich auch in den Zimmern meldete. So war an ein Schlafen nicht mehr zu denken. Fest eingehüllt in den Mantel und in den mit einem Schafpelz gefütterten Umhang ging man zum Dienst. Scheu wichen die chinesischen Landleute aus, die schon mit Morgen-

grauen ihre Erzeugnisse in die Stadt brachten, ihre beiden Körbe, gefüllt mit Gemüse, Obst und Eiern, an langen



Chinesischer Händler.

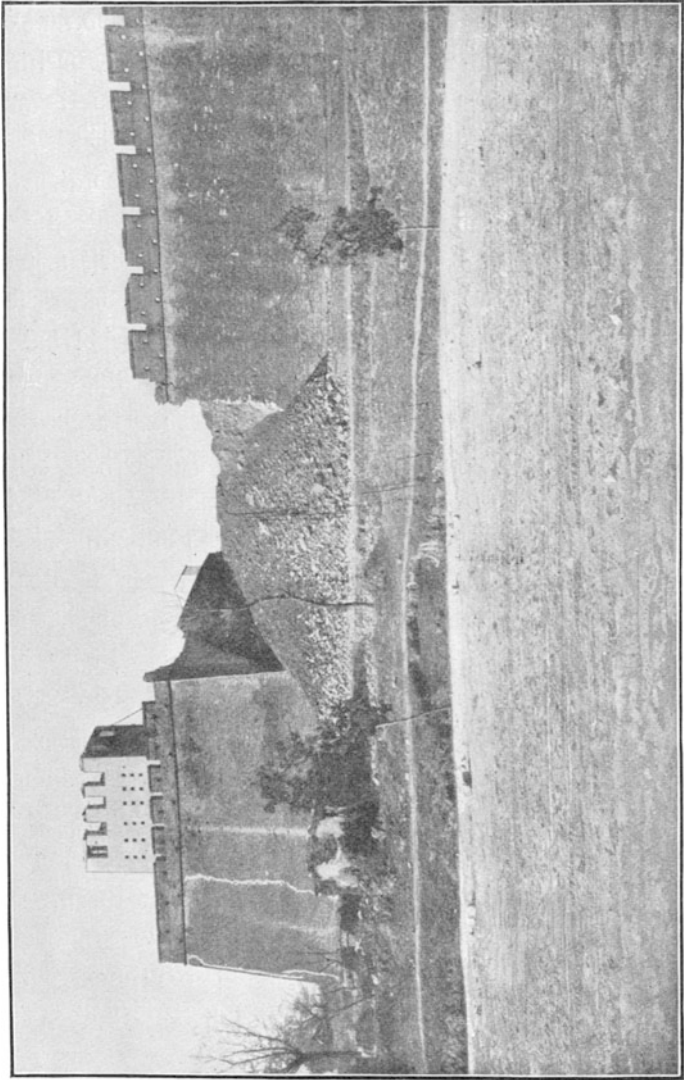
Stangen auf der Schulter balanzierten und im Trabe durch die Straßen eilten. Gravitätisch durchschritt der chinesische Polizist sein Revier, vor allem am Morgen be-

müht, den Chinesen zur Einhaltung der Vorschriften für die Reinlichkeit zu gewöhnen und seine bisherige Gewohnheit, seine Bedürfnisse auf der Straße zu verrichten, hintanzuhalten. Trommeln und Pfeifen erklangen, eine Kom-



Die hohe Polizei.

pagnie rückte aus nach dem vor dem Osttor bei dem alten Chinesenlager befindlichen Exerzierplatz. Im Norden der Stadt krachte auf dem neu eingerichteten Schießplatz der erste scharfe Schuß. Dort kreuzten sich eine französische und eine deutsche Abteilung, mühsam versuchte ein Radfahrer im Staub der Straßen vorwärts zu kommen und



Die Breche in der Stadtmauer von Paoting-fu.

gegen den heftigen Wind anzukämpfen. Ordonnanzen zu Fuß und zu Pferde durchheilten die Straßen, berittene Infanterie auf flinken, zierlichen Ponys sammelte zum Abreiten auf Patrouille, kurzum ein bewegtes militärisches Leben. Am meisten natürlich auf dem Exerzierplatz selbst oder an der Hindernismauer, die die Bresche in der Stadtmauer abgab. Diese war schon beim ersten Eintreffen von Truppen in die Mauer gelegt worden an der Stelle, an der die Borer Missionare hingemordet hatten, wie auch viele Tempel, in denen sie ihre Versammlungen abgehalten hatten, zu Asche gemacht worden waren.

Das Zusammenleben zwischen den französischen und deutschen Truppen, die hier eng aufeinander angewiesen waren, zeichnete sich durch gute Kameradschaft aus. Eine Theatervorstellung, welche von französischen Soldaten unter Mitwirkung einer chinesischen Schauspielertruppe veranstaltet wurde und zu der die deutschen Offiziere und Abordnungen der deutschen Truppen eingeladen waren, gab den ersten Anlaß zu näherem Verkehr. Im früheren Palaste Li Hung Tschang, der ein geräumiges Theater in sich barg, ging die Veranstaltung vor sich. In bunter Reihe saßen deutsche und französische Offiziere nebeneinander und tauschten den Roupлет und Erzählungen, die von Unteroffizieren und Mannschaften in wirkungsvoller Weise vorgetragen wurden, während die deutschen Mannschaften selbst in heiterem Gespräch mit den Zuaven und Chasseurs d'Afrique sich unterhielten.

Als Erwiderung veranstalteten wir einige Zeit später eine Varietévorstellung, in der unsere Turner und Akrobaten, Komiker und Schauspieler sich sehen ließen und besonders unsere bayerischen Gebirgler durch ihren Schuhplattler hellen Beifall fanden.

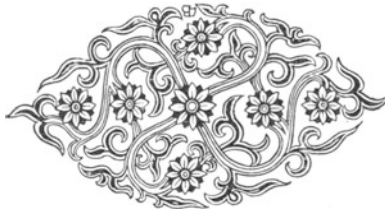
Weihnachten rückte allmählich heran, und alles rüstete sich, dieses urdeutsche Fest unter den bestehenden Verhältnissen so gut als möglich zu feiern. Der uns allen von Jugend auf gewohnte lichterstrahlende Weihnachtsbaum sollte auch hier nicht fehlen und die in der Umgegend leicht zu findenden Lebensbäume mußten den Ersatz bieten für die deutsche Tanne. Die Stimmung am Weihnachtsabend selbst wurde anfangs herabgedrückt durch das Ausbleiben der Post, was auf die Vereisung der Taku-Reede zurückzuführen war. Immerhin herrschte in den Festtagen eine weihnachtsfröhliche Stimmung, und aus allen belegten Häusern strahlte der Lichterglanz in die eisig kalte Nacht hinaus. Die Leute beschenkten sich untereinander, bei Glühwein und Kuchen herrschte frohe Stimmung und unter ernsten und fröhlichen Gesängen suchte man sich über das doch bei jedem etwas sich rührende Heimweh hinwegzutäuschen.

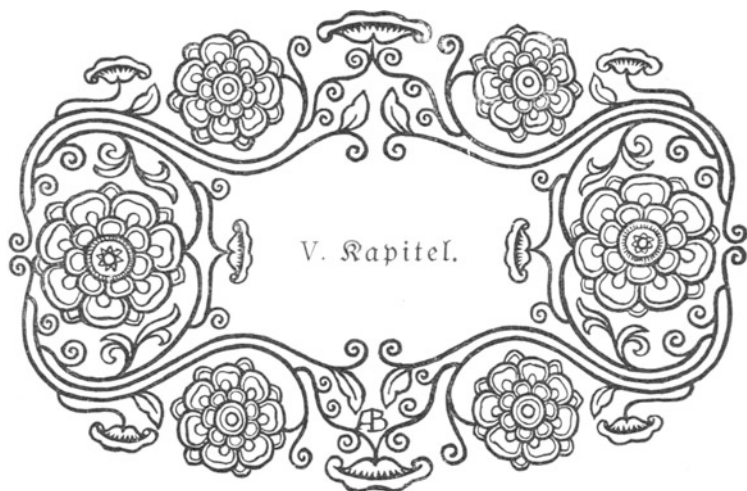
Wir Offiziere begingen den Weihnachtsabend in der von uns gegründeten Offiziermesse, die in ihrem Innern ein wahres Schmuckkästchen der auserlesensten Erzeugnisse chinesischen Kunstgewerbes war.

In ein neues Gewand hatte sich kurz nach Weihnachten

die Natur gehüllt. Hoher Schnee lag überall, eine Seltenheit im Reiche der Mitte. Schwer nur konnte man sich durch die Straßen bewegen, rechter und linker Hand türmten sich hohe Schneemassen auf. Eine wohlthuende Ruhe herrschte in der ganzen Stadt. Kein Hausierer war mehr zu sehen auf der Straße, alle Läden waren hermetisch verschlossen und im tiefsten Winkel seines Hauses hielt der Chinamann einen langen Schlaf.

So kam das neue Jahr heran — was sollte es uns bringen?





In der Hauptstadt des chinesischen Reiches.

Noch lagen die Straßen von Paoting-fu in frühmorgiger Stille, als am 10. Januar eine kleine Reiterschar behutsam auf der spiegelglatten Straße dem Bahnhof entgegenritt, gegen die empfindliche Kälte bis über die Ohren eingehüllt. Das Ziel des Rittes war Peking. Zunächst sollte die von den Vögern während des Aufstandes auf weite Strecken zerstörte Bahn, die nunmehr wieder teilweise betriebsfähig war, benutzt werden.

Für unser Fortkommen in der Bahn stand nur der Dienstwagen zur Verfügung, der in seinem Innern zwar höchst primitiv eingerichtet war und uns während des größten Teiles der Fahrt zum Stehen verurteilte, dafür

aber durch die gemischte Gesellschaft, die er beherbergte, an besonderem Reiz gewann.

In der einen Ecke lagen einige Zuaven in ihrer malarischen Uniform noch im tiefen Morgenschlummer. Die andere Ecke war von deutschen auf Etappe an der Eisenbahn liegenden Soldaten eingenommen, weniger malarisch in ihren schon stark abgenutzten Mänteln. In der Mitte des Wagens hatten die Beamten der französisch-belgischen Bahngesellschaft ihr Bureau aufgeschlagen. Ein französischer Ingenieur, ein französischer Zugführer unterstützt von chinesischen Angestellten, die ihre Würde durch die goldene Sessel an ihrer wenig sauberen Mütze kundtaten und durch das ihren langen Pfeifen entsteigende Aroma den Dienstwagen zum Raucoupé erster Klasse erhoben. Sie hatten sich schon am frühen Morgen die größten Neuigkeiten zu erzählen und wurden in ihrer lebhaften Unterhaltung nur durch das Einnehmen ihres Sees oder Reisens aufgehalten, was aber auch nicht ohne das beim Chinesen zum Wohlbehagen gehörende laut vernehmbare Geräusch vor sich ging.

Auf den verschiedenen Stationen stiegen Mannschaften eines französischen Marine-Infanterieregiments meist mit Post ein, die in ihrem Äußeren in starkem Gegensatz zu ihren Kameraden in der Ecke standen. Weniger erfreulich war es, als sich unter ihnen ein keineswegs anziehender Mensch als Landsmann entpuppte, der seiner Wehrpflicht in einem deutschen Regiment genügt hatte und seit sieben

Jahren in der französischen Kolonialarmee seinen Unterhalt suchte.

Auf offener Strecke, etwa 40 km vor den Mauern Peking's, hatte die Fahrt um 2 Uhr nachmittags ihr Ende erreicht. Mit einigen Schwierigkeiten wurden die Pferde ausgeladen, und als auch das störrige Pachtier sich wieder an seine Last gewöhnt hatte, ging der Ritt los. An ein Erreichen Peking's war nicht mehr zu denken, und so beschlossen wir, auf dem letzten an der Stappenstraße gelegenen deutschen Stappenort zu nächtigen. Wo dieser allerdings lag, war uns nur vom Hörensagen bekannt, verfehlen konnten wir ihn nicht, wenn wir uns streng auf der großen Straße hielten.

Ein chinesischer Kaufmann, der dem gleichen Ziele zustrebte, diente uns zunächst als Führer. Als wir aber die sehr gute, mit zahlreichen Wegweisern und Entfernungstafeln versehene Stappenstraße erreicht hatten, ließen wir den durch seine eigene Schwere das Vorwärtskommen aufhaltenden Chinaman laufen, und in frischem Tempo ging es der ersten größeren chinesischen Ortschaft Liang-hsiang-hsien entgegen.

Als neuartig begegneten uns die ersten, in dieser Gegend massenhaft auftauchenden Kamelkarawanen. Beladen mit Kohlen, Lebensmitteln oder Gegenständen zum Bau der Eisenbahn, gehen die Tiere meist zu sechs oder sieben unter einem Führer vereinigt. Lange Stricke, befestigt an dem in der Nase hängenden Ring, verbinden

sie untereinander und die dem Letzten Tiere angehängte Glocke läßt durch ihren dumpfen Klang schon von weither das Herannahen des Zuges vernehmen.

Liang-hsiang-hsien, eine kleine mit Mauern umgebene Stadt, war jetzt französische Etappe.

Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen, als wir in die Stadt einritten, dagegen stießen wir überall noch auf die Spuren des anfangs September hier stattgefundenen Gefechtes, das von unseren Seebataillonen und englischen Bengal-Lancers gegen starke Bogerscharen geliefert worden war. Die ganze Stadt glich mehr einem Trümmerhaufen, in dem nur noch vereinzelt Hunde und Katzen sich herumtrieben.

Versunken in den Anblick des Gefechtsfeldes, von dem wir schon manchen Bericht erhalten, und im Stillen unsere glücklichen Kameraden beneidend, folgten wir weiter der einmal eingeschlagenen Richtung, bis schließlich die Straße immer schlechter wurde und wir uns eingestehen mußten, daß wir uns gründlich verritten hatten. Um die gute Etappenstraße wieder zu erreichen, mußten wir ohne Weg und Steg über die weite, große Schneefläche hinweg nach der mit dem Kompaß festgelegten nordöstlichen Richtung uns wenden. Schon rüstete sich die Sonne zur Abendruhe und beschien mit ihren sinkenden Strahlen die weite, unendliche Ebene. Eine idyllische Ruhe lag über der Natur, ringsum keine menschliche Niederlassung, in der

ren Seite ein englischer Posten, die den über die Brücke flutenden Verkehr überwachten.

Weiter ging es auf schlechtem, steinigem Wege, bis wir ganz unvermittelt an einen großen hölzernen Torbogen gelangten, der sich über die Straße spannte, und uns mitten in das lebhafteste Getriebe führte. Die große, sogenannte „Kunststraße“, die den Hauptverkehr nach dem westlichen Eingang von Peking vermittelte, hatte ihren Anfang genommen, und auf ihr bewegten sich lange Reihen von Karren und Wagen, von Reitern auf Maultieren, Pferden und Eseln, die scheu den langsam dahinziehenden Kamelkarawanen auswichen.

Die „Kunststraße“ mag früher vielleicht einmal ein ganz gutes Fahren auf ihr ermöglicht haben, da sie dammartig erhöht mit großen, länglichen Quadern gepflastert ist. Diese glücklichen Zeiten sind aber entschieden längst vorbei, denn heute bildeten die unzähligen Löcher und Unebenheiten eine Lebensgefahr für den Reiter und eine Folterqual für den Fahrer, und trotz der Bewunderung für den Kunstbau setzte man sich neben die eigentliche Straße auf den tieferliegenden besseren Feldweg, um so die Hauptstadt zu erreichen.

Jetzt standen wir vor ihr, d. h. vor ungeheueren Mauern, die die Stadt rings umschlossen. Fünfzehn Meter hoch, gekrönt von mächtigen, gemauerten Bastionen, erhoben sie sich plötzlich aus der Ebene. Weithin konnte man sie verfolgen, bis ein mehrere Stockwerk hoher Eck-

turm die gerade Linie unterbrach. Ein weites Flügeltor, über dem ein mächtiger Aufbau sich erhob, nahm uns auf und mit der flutenden Menge der Lastträger, Fußgänger und Reiter wurden wir durch den finsternen, tunnelartigen Torweg geschoben und befanden uns mitten in dem pulsierenden Leben der Reichshauptstadt.

Ein eigenartiges Gefühl, plötzlich wieder in solchem Jahrmarktähnlichen Gewühl, alles schreiend, stoßend, drängend. Und doch, wie leicht war durchzukommen, freundlich machte man dem Europäer Platz. In roten oder gelben Röcken mit gleichfarbigen Kappen, an den Füßen hohe, lederne Stiefel, zogen Scharen von Mongolen durch die Straßen. Theils zu Fuß, theils auf kleinen, dicht behaarten Ponny's, vereinzelt auf Kamelen kamen sie vom Lande in die Stadt, um dem Handel nachzugehen. Wie der deutsche Bauer in der Hauptstadt staunt er die strahlenden Sehenswürdigkeiten mit offenem Munde an, wird dort unsanft gestoßen, um an anderem Orte wieder den Weg zu versperren. Auch das weibliche Geschlecht hatte hier die Scheu vor den Fremden abgelegt und bewegte sich mitten unter dem Gedränge. — Großstadtleben. — Die mongolischen Frauen, in der gleichen Tracht wie die Männer, fielen zunächst durch ihre unverstümmelten Füße auf, die sie auch in schwere, hohe Stiefel gesteckt hatten, mit denen sie martialisch durch den Schmutz stampften. Man begegnete wirklich hübschen Erscheinungen unter ihnen, auffallend in ihrem Schmuck aus schwerem Sil-

ber, der reich mit Korallen und Türkisen besetzt und mit Email verziert war.

Nach längerem Ritt durch die Stadt langten wir am Offizierkasino unseres II. Seebataillons an, wo wir Quartier, eine hervorragende Aufnahme und eine weitgehende Gastfreundschaft fanden, vor allem aber auch liebenswürdige Führer für die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Peking, d. h. die nördliche Hauptstadt, zerfällt im allgemeinen in zwei durch hohe Mauern voneinander getrennte Stadtteile. Die „innere Stadt“ oder die „Satarenstadt“ liegt im Norden und ist in einem ziemlich regelmäßigen Quadrat gebaut, die „äußere Stadt“ oder „Chinesenstadt“ liegt im Süden und bildet mehr ein Rechteck. Große Außenmauern, die durch ihre Mächtigkeit besonderen Eindruck machen, umschließen in einem Umkreis von etwa 34 Kilometern das ganze weite Stadtgebiet. Nicht alle Strecken sind mit Häusern besetzt oder mit Straßen angelegt, weite Gebiete liegen noch wüst und unbebaut zwischen diesen Mauern. Streng sind beide Stadtteile wieder durch eine zweite Umfassungsmauer voneinander abgeschlossen, und wie die Chinesen in der grauen Vorzeit die bekannte große Mauer über das Gebirge hinwegführten, um sich vor den Einfällen der räuberischen Sataren zu schützen, so bauten hier in der Hauptstadt die Sataren einen mächtigen Wall, um sich von den Chinesen abzusondern. (Sataren nannten die Völker

Europaß die Mongolen nach ihrem eigenartigen Schlachtruf: Sa, Sa! d. h. haut, haut!)

Der schönere Stadtteil ist sicher die Satarenstadt mit ihren breiten Straßen und weiten freien Plätzen. Neue Mauern türmen sich in ihr auf und lassen neue abgeschlossene Stadtviertel bilden, die „rote“ oder „kaiserliche Stadt“ mit den Regierungsbüchern und den Wohnungen hoher Würdenträger und inmitten dieser Kaiserstadt die „verbotene Stadt“, die bisher allen Europäern und Chinesen vollständig unzugängliche eigentliche Palaststadt des Kaisers und seines Hofes mit seinen großen Gärten.

Jetzt waren alle strengen Sonderbestimmungen der chinesischen Gesetze über den Haufen geworfen, frei war die Bahn für alles Volk, keine Mauer, kein Tor mehr verwehrte dem gewöhnlichen Sterblichen den Einblick hinter die Kulissen, denn der kaiserliche Hof war schon lange weit hinter die schützenden Berge geflohen. Wie erstaunt werden wohl die Chinesen in dies verbotene Land gesehen haben, um einen Einblick zu gewinnen, wie ihr Kaiser lebt und was mit dem von ihnen zu leistenden Tribut geschehen ist, wenn nicht vielleicht irgend ein religiöses Bedenken, ein Aberglaube den einen oder anderen von dieser Neugierde abgehalten hat.

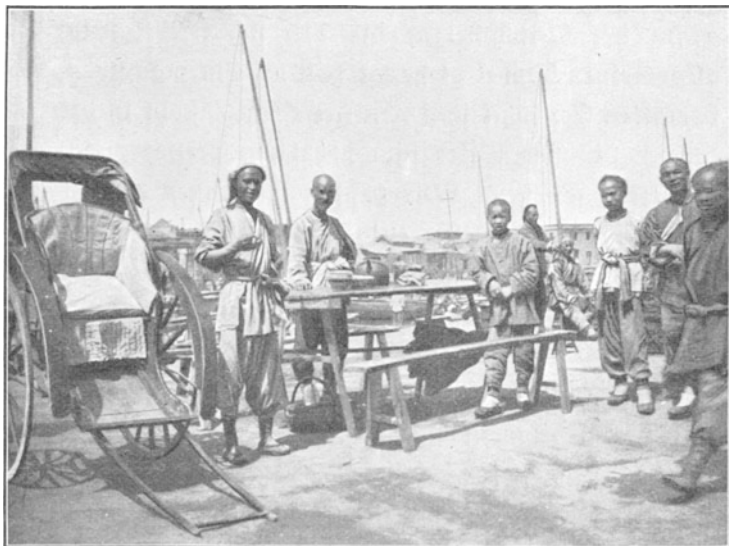
Die eigentliche Stadt Peking unterscheidet sich in ihrem Äußeren kaum von einer anderen kleinen Stadt des weiten Reiches. Die Hauptverkehrsstraßen ziehen sich in ge-

raden Linien von einem Tore zum anderen; Straßen, die in der Mitte von einem mannshohen Fahrdamm für Wagen, Reiter und Sänften durchzogen werden. Der Erddamm erinnert lebhaft an die Kunststraße mit ihrer vergangenen Pracht. Von der einstigen Pflasterung sind nur mehr Proben vorhanden, und stellenweise gleicht der Damm einer nicht gewollten Berg- und Talbahn. Zu beiden Seiten der Straßen und von dem Fahrdamm durch breite, tiefliegende Seitenwege getrennt, liegen dicht aneinandergebaut die Geschäftshäuser. Einstöckige Häuser, gegen die Straße zu offen, meist schmucklos, in denen alle erdenklichen Waren zur Schau gestellt sind, die die schaulustige Menge zum Kaufe verlocken sollen, unterbrochen von Garfküchen, Restaurants und Konditoreien, die durch ihren Duft oder durch laute Unpreisungen zum Besuche einladen. Zwischen all diesen Bretterbuden überrascht zuweilen ein mit besonderem Schmuck versehenes größeres Geschäftshaus, meist eine Seehandlung oder Drogerie. Prächtiges Holzschnitzwerk, reich vergoldet und lackiert, setzt sich von der Eingangsseite des Hauses bis hoch über das Dach hinaus fort. Schlanke Pfeiler tragen verschiedenfarbige, lange Holzschilder, auf denen in großen Goldbuchstaben die Firma verzeichnet ist.

An den Straßenkreuzungen befinden sich hohe, freistehende Ehrenpforten aus Stein oder aus Holz, bemalt mit allen möglichen Farben, meist mit kunstvollem Schnitzwerk versehen und mit einem geschweiften und vorsprin-

genden Dach gedeckt. Sie stellen Denkmäler dar zur Verherrlichung der Taten berühmter Männer.

Was fährt und reitet, Hochzeits- und Leichenzug, bewegt sich auf der schwindelnden Höhe des Dammes, was



Gartüch auf offener Straße.

zu Fuß geht, ist tief unten, oben wird geschrien, unten wird geantwortet, ein ohrenbetäubender Lärm, aber ein male- risches Bild.

Verläßt man die Hauptstraße, um in eine Nebenstraße einzubiegen, so kommt man auf schmale, gewundene Feld- wege, die kahlen, langweiligen Mauern der Wohnhäuser treten wieder entgegen, der Schmutz und Unrat macht sich

noch mehr bemerkbar, und rasch verläßt man den unwirtlichen Ort.

Das eigenartige Bild, das an und für sich schon die einheimische Bevölkerung abgeben würde, wurde jetzt noch gesteigert durch die vielen Uniformen sämtlicher Kontingente der Verbündeten, die hier sich friedlich in den allgemeinen Trubel gemengt hatten. Ein mächtiges, rotbemaltes Tor führt uns von der Chinesenstadt in die Satarenstadt. Die Satarenstadt hat nur breite, meist gutgehaltene Straßen. Nur bestimmte Straßen dienen dem Handelsverkehr. Dafür enthält sie die Namen der Prinzen und obersten Beamten, die staatlichen Gebäude und die Gebäude der fremden Gesandtschaften.

Hat man das Tor durchschritten, so befindet man sich auf einem großen, freien Platz, gleich einem Festungshof mit hohen Mauern umschlossen. Den Abschluß dieses Platzes nach Norden bilden zahlreiche Marmortreppen, die geziert sind mit Löwenstandbildern, hinter denen sich ein neues Tor zeigt, das uns den Weg zur Kaiserstadt öffnet. Die Stufen an den Marmortreppen sollen dem Range der Beamten des Landes entsprechen, die zur Hauptstadt kommen, um dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen. Auf der Stufe des höchsten Beamten hatten wir uns heute niedergelassen und freuten uns an den erstaunten Gesichtern der vorübergehenden Chinesen, die in heiliger Scheu einen großen Bogen um uns schlugen.

Ein dunkler Torweg brachte uns in den neuen Stadt-

teil, zur „Kaiserstadt“, deren Mittelpunkt der älteste der kaiserlichen Paläste ist, die sogenannte „verbotene Stadt“.



Die chinesische Karre.

Sie bildet für sich wieder einen eigenen Stadtteil, eine in sich abgeschlossene Befestigung durch ihre 10—12 Meter hohe Mauer, die an den vier Ecken mit prächtigen Eck-

türmen besetzt ist. Ein breiter, übelriechender Graben zieht sich um die ganze Anlage. Gelbglasierte Ziegel zieren den oberen Rand der Mauer, die über die Mauer blickenden Dächer der im Innern liegenden Gebäude sind gleichfalls mit gelben Ziegeln eingedeckt — die Hausfarbe des Kaisers — und das Ganze macht in seiner stilgerechten Einfachheit, beschienen von der winterlichen Sonne, einen herrlichen Eindruck. Der Eintritt in den kaiserlichen Palast ist auf das strengste verboten. War auch nach dem Entsatze von Peking die „verbotene Stadt“ von den fremden Eroberern in Besitz genommen worden, so hatte man doch bald den allgemeinen Eintritt eingeschränkt und ihr Betreten von dem Einholen besonderer Erlaubnis abhängig gemacht. Da dies mit mehreren Besuchen verbunden war, und wir bei der Kürze der Zeit unseres Aufenthaltes und der Fülle des Sehenswerten keine Stunde verlieren wollten, blieben die Tore uns verschlossen.

Weiter ging der Ritt durch zahlreiche hölzerne Ehrenpforten mit gelben Ziegelzinnen hindurch, bis sich der Blick öffnete auf große, weite Wasserflächen, die jetzt von einer spiegelglatten Eisschicht bedeckt waren und mit ihrer reizvollen Umgebung eine neue Märchenwelt erschlossen.

Drei große Seen reiheten sich aneinander. Tempelanlagen, Pavillons, Gärten, Paläste, Terrassen, Marmorbrücken, farbenprächtige Tore, hohe Mauern in schillernden Farben bemalt, Pagoden, künstliche Hügel und Felsen gruppierten sich malerisch an ihren Ufern. Wo das

Namen eines wohlhabenden Chinesen, mehrere einstöckige Häuser mit den schweren, drückenden Dächern lagen. Die ganze Bauart der Häuser selbst machte einen höchst luftigen Eindruck, und das in einem der Höfe aufgestellte Asbesthaus des Generalfeldmarschalls zeugte wohl von der Unbehaglichkeit in den eigentlichen kaiserlichen Räumen. In diesen Räumen selbst fielen mir die prachtvollen durchbrochenen Holzschnikereien auf, die die Wände bildeten zwischen den einzelnen Zimmern und die verschiedenartigsten Motive aufwiesen. Ein knorriger Baum streckte seine weiten Äste aus, ein Dickicht von Gebüsch versperrte das weitere Durchkommen, Vögel schaukelten sich auf unzähligen Zweigen, Blätter und Ranken, künstlerisch gewunden, umgaben den in einem runden Bogen geschaffenen Durchgang. Alles andere, was die Räume sonst noch bargen, unterschied sich wenig von dem, was man auch in anderen Häusern der vornehmen chinesischen Gesellschaft finden konnte. Große Vasen, Seidenstickereien, Teppiche, Uhren und Leuchter, die noch dazu aus allen möglichen Ländern stil- und wahllos zusammengetragen schienen.

In einem Garten voll künstlich angelegter Felspartien und Grotten, durch die nur schmale und möglichst gewunden geführte Pfade führten, lag, von großen Zederbäumen umgeben, die Empfangshalle der Kaiserin-Witwe, die jetzt als Kasino der Offiziere des Oberkommandos eingerichtet war. Eine liebenswürdige Einladung für den Abend zum Besuch, hat uns auch in diese eigenartigste Offiziers-

messe, die wohl je die Welt gesehen hat, einen Einblick gewährt und einen vergnügten Abend verschafft.

Noch weiter südlich dieser Empfangshalle, auf einsamer Insel im südlichen Lotossteich, erhob sich ein neuer Palast, der den Aufenthaltsort des Kaisers gebildet hat. Nur eine Holzbrücke über einen schmalen Wasserarm, stellte eine Verbindung mit dem Festland her, zwei Wachhäuser in unmittelbarer Nähe der Brücke sorgten für die Überwachung. War der abnehmbare Belag der Brücke entfernt, dann stellte die Insel ein richtiges Gefängnis dar, und das Leben des Kaisers soll auch der Hauptsache nach eine Gefangenschaft gewesen sein.

Entlang des Westufers der Seen führte eine Eisenbahn, die den Kaiser zu den entfernteren Tempeln brachte, wenn er seine Opfer in ihnen darzubringen hatte. Ein Geschenk des Königs der Belgier. Allzu schnell wird der Kaiser in dem sonst prächtigen Wagen wohl nicht an sein Ziel gekommen sein, da nur der Handbetrieb durch Bedienstete eingeführt war.

Eine 180 m lange Marmorbrücke auf neun Bogen führte uns auf das andere Ufer, auf dem eine neue umfangreiche Tempelanlage, idyllisch gelegen zwischen hohen Zedern und Bombaxbäumen, heraus sah, und in dem die ostasiatische Jägerkompanie jetzt wohl eine Unterkunft so recht nach Jägerlust gefunden hatte.

Am nördlichen Ende des obersten Sees erhob sich ein mit zahlreichen Koniferen bestandener Hügel. Aus dem

Dunkel seiner Bäume leuchteten die bunten Dächer zahlreicher weiterer Tempelanlagen heraus, und eine hohe Pagode in hellem Weiß bildete einen imposanten Abschluß, der noch durch die wie in einem Nebel liegenden Umrisse zerklüfteter Berge besonders wirkungsvoll erschien. In dieser Tempelanlage stand auch eine Kolossalbronzestatue eines Buddha mit vielen Köpfen und unzähligen Armen und Beinen, der sogenannte 1000armige Buddha, der Gewalt über alles irdische Dasein hat, und diese Kraft durch die von seinen gewaltigen Füßen zu Boden gehaltenen Menschenleiber und Tiergestalten zum Ausdruck bringt. Heute hatten die Italiener über ihn Gewalt und fühlten sich unter seinen ausgebreiteten, schützenden Armen recht wohl.

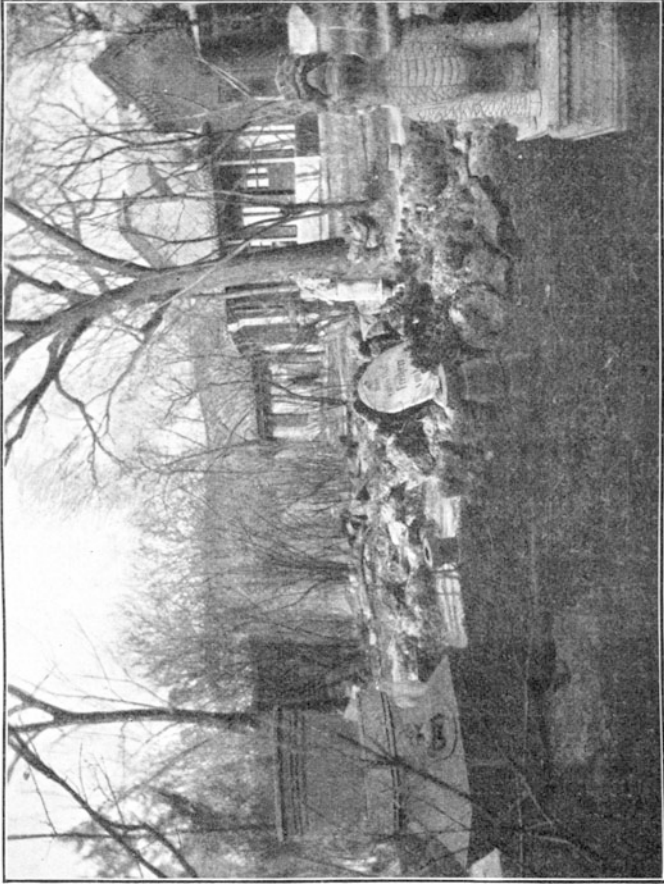
Die übrigen, an gleicher Stelle liegenden Tempel waren in den Händen der Franzosen. Zu ihnen gelangte man, wenn man seine Schritte hinter eine aus farbig glasierten Reliefziegeln hergestellte Drachenmauer lenkte. Herrlich modellierte Drachenleiber in prächtiger Farbenzusammensetzung — gelb, blau und grün — wanden, plastisch gearbeitet, sich aus der Mauer heraus, ein eigenartiges Kunstwerk und eine besondere Sehenswürdigkeit der Hauptstadt.

Nicht am Nordrand der „Verbotenen Stadt“ fanden wir einen etwa 150 Fuß hohen Hügel, der „Künstliche Berg“ oder allgemein „Kohlenhügel“ genannt. Ihn krönten fünf bewaldete Gipfel, von denen aus man wohl den

Möglichkeit gegeben, von dieser günstigen überhöhenden Stellung aus die sämtlichen zu ihren Füßen liegenden Gesandtschaften wirksam unter Feuer nehmen zu können. Die Schilderung des ganzen Verlaufes der Verteidigung der deutschen Gesandtschaft durch ihre Wache unter Führung des Oberleutnants Graf Soden, die uns hier von eingeweihter Seite gegeben wurde, stellten die Tapferkeit und den Heldenmut der kleinen Schar Seesoldaten ins beste Licht. Gegen Tausende von Chinesen mit allen Arten von Feuerwaffen und Geschossen ausgerüstet, von der Luntensflinte bis zum Gewehr 88, von der Feldschlange bis zum modernen Kruppschen Geschütz, hatten sie vom 20. Juni bis 14. August standgehalten, ja selbst einen wohl gelungenen Sturmangriff unternommen. Was an Gebäulichkeiten nicht massiv erbaut war, lag in Trümmern oder war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Hierbei wurde von den Chinesen der Brandherd bei günstiger Windrichtung möglichst zu erweitern versucht, indem die nächsten Häuser durch eine Feuerspritze mit Petroleum berieselt wurden. Barrikaden an verschiedenen Orten ließen die verzweifelte Gegenwehr erkennen.

Im Hofe der deutschen Gesandtschaft selbst lag das Grab des Gesandten v. Ketteler, unweit davon auf dem Friedhof die frischen Stätten der tapferen 12 Seesoldaten, die ihr Leben für ihr Vaterland gelassen hatten. Ehre ihrem Andenken!

Gespensstisch ging der Mond auf und beleuchtete die



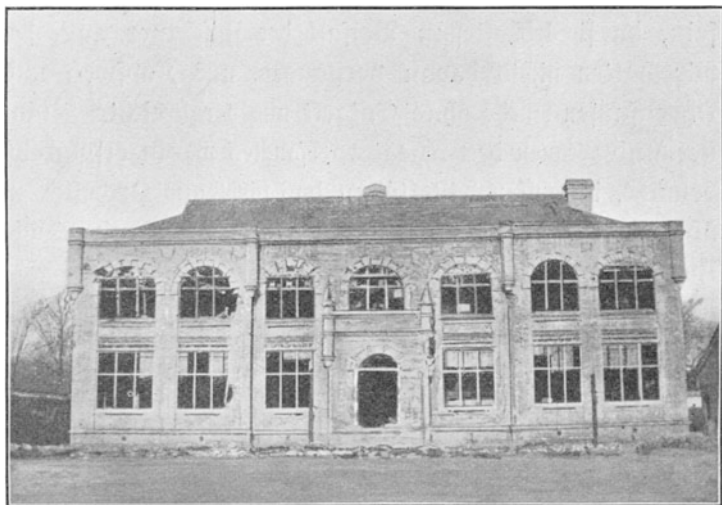
Grab des Freiherrn von Retteler im Garten der deutschen Gesandtschaft.

wüste Stätte der Zerstörung, er leuchtete durch die zur Ruine gewordenen Räume des dicht bei der Gesandtschaft liegenden internationalen Klubs, die Patrouillen riefen uns an. Ganz unvermittelt wurde wieder das Summen von Menschenstimmen vernehmbar, die Reklamelaute der Straßenhändler drangen wieder an das Ohr, und die Chinesenstadt nahm uns wieder in ihr Getriebe auf.

Laut tönten die Klänge eines Gongs aus einem zweistöckigen Gebäude, helles Gekreische und ohrenzerreißendes Lachen. Mit der Welle der vorwärtsdrängenden Menge wurde man an einen Schalter getrieben, man zahlte einen Dollar für ein Billett, stieg die steilen Stufen einer recht wackligen Treppe empor und befand sich im Theater, in der Loge nahe der Bühne. Unter uns eine gedrängt sitzende Menge im Parkett, einem Viereck, welches durch ein hölzernes Geländer abgegrenzt war. Die schaulustige Menge, nach der Kleidung anscheinend Chinesen, welche den wohlhabenderen Klassen angehörten, saß an kleinen Tischen, auf welchen Melonenkerne, die Tabak-Wasserpfeife und Tee bereit standen. Diener gingen geschäftig herum und gossen frisches, heißes Wasser in die Tassen, und ein unbestimmbarer Geruch von Parfüm, Tee und Tabak schlug nach oben. Hinter dem abgezäunten Viereck saßen die weniger bemittelten Zuschauer, Kulis im Arbeitsgewand, alles schwachend und rauchend, Männlein, wie Weiblein.

Die Bühne war ohne Vorhang und ohne Kulissen oder

sonstige Dekorationen. Ein paar Schemel und einige Tische, zwei Türen in der hölzernen Rückwand, stellten die Szenerie dar. Auf der einen Seite der Bühne ließ ein Orchester, aus etwa sieben Mann bestehend, eine schauerliche, nervenerschütternde Musik ertönen. Der mög-



Das zerstörte internationale Klubhaus.

lichst große Lärm erschien die Hauptsache, der von der Trommel, einem Gong, einer Zymbel, Flöte, Violine und einer Kesselpauke auszugehen hatte, der an besonders wichtigen Stellen noch durch eine schrille Holzklapper verstärkt wurde. Melodie war aus dem Wirrwarr der Stimmen nicht zu enträtseln, ja es schien fast, als ob ein Zusammenspiel gar nicht verlangt sei, wenn plötzlich der Be-

dem Fehlen jeder Dekoration und der Außerachtlassung einer Regie. Soll z. B. ein Berg erklimmen werden, so hält nach Berichten über das chinesische Theater, ein Diener dem Schauspieler einen Stuhl hin und dessen Bestiegen versinnbildlicht dem Publikum das Bergkragen; ist ein Pferd zu besteigen, so hebt der kühne Reitermann das eine Bein und setzt es nach einigen Sekunden wieder nieder und das Publikum ist über sein Vorhaben vollständig unterrichtet.

In unserem Stück erweckte uns innerliche Heiterkeit, als die gefallenen Vorgesetzten nach blutigem Handgemenge noch vor Schluß des Stückes sich wieder feierlich erhoben und den Schauplatz ihres Handelns verließen. In stummer Ergriffenheit sah auch diesem Beginnen das Auditorium zu, und erst das Aufhören der Musik, die sich zu einem fröhlichen Tabakskollegium vereinigte, machte uns den Schluß des Dramas klar. Aber rasch setzte die Musik wieder mit ihrem Lärm ein, ein neues Stück begann, von dem uns nur eilige Flucht erretten konnte. —

Außerhalb Peking, etwa 16 Kilometer nordwestlich von der Stadtmauer entfernt, war als besondere Sehenswürdigkeit der Sommerpalast „Wan-schau-schau“. Nahe am Fuße des Gebirges gelegen, bildete er in der Regel für den Sommer den Aufenthaltsort des kaiserlichen Hofes. Eine Prachtstraße mit festen Quadern, die jetzt mit Glätte überzogen war, führte uns zu ihm. Ein für chinesische Verhältnisse auffallend reinlicher und architektonisch auf-

Inmitten eines weiten, etwa 8 Kilometer umfassenden Parkes und von einer hohen Steinmauer rings umgeben, erhebt sich der Palast am Ufer eines großen Sees, an dem Hange eines ziemlich steil ansteigenden Hügels. Im Hintergrund stehen als wirksame Kulisse die Vorberge des nahen Gebirges, die heute im Schneegewande glänzten. Beschienen von der durch die Wolken getretenen Sonne, flimmerten die glänzenden gelben Ziegel der Dächer, und das Ganze in seiner herrlichen Lage und wechselvollen Farbenpracht ließ hier die Schlösser und Paläste in Wirklichkeit erstehen, die man in frühester Jugend nach Grimms und Andersen Märchen im Traume gesehen hatte und nur die gütige Fee mit dem verwunschenen Prinzen mußte noch hoch da oben stehen an dem malerischen Buddhatempel, der die Spitze der ganzen Anlage bildete und aus seinem Innern seine goldbemalten und bronzenen Standbilder hervorleuchten ließ.

Um in das Innere der Anlage zu gelangen, mußte man zunächst ein großes Portal passieren, an dem zwei riesige Bronzelöwen die Wacht hielten. Einen geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof überschreitend, betritt man den Park. Gedeckte Wandelgänge in geschmackvoller Bauart, mit unzähligen elektrischen Glühlichtern in allen Farben versehen, durchlaufen in unendlicher Länge den ganzen Park, sie ziehen sich an den Ufern des weiten Sees hin und führen zu den hübschen Anlagen und Baumgruppen, die in großer Menge sich

allenthalben erheben und versteckt liegende Baulichkeiten umgeben. Dort in der Ferne steigen sie in doppeltem Gang in die Höhe bis zu einer mächtigen glatten Mauer, auf deren Plattform sich pyramidenförmig der große Buddhatempel erhebt.

Die Mitte der ganzen Anlage bildet der See, der mit seinen künstlichen Inseln, großen Prunkbarken und zwei kleinen Dampfern, die jetzt in dem dicken Eise fest verankert waren, wohl zur Sommerzeit an heißen Tagen und Abenden eine frohbewegte, bezopfte Menge gesehen hatte. Sicher hatte es der chinesische Hof nicht erwartet, daß heute englische Offiziere ihre Schlittschuhkünste auf der glatten Fläche zum Besten gaben. Vom Ufer aus in den See hineingebaut, erhob sich ein in der Form eines großen Schiffes ganz aus Marmor erbautes Lusthaus, in dem die kaiserliche Familie ihren See einzunehmen pflegte.

Die eigentlichen kaiserlichen Wohngebäude, an denen wieder die Hausfarbe Gelb besonders hervortritt, machten in ihrem jetzigen Zustande einen nichts weniger als wohnlichen Eindruck. Leer standen die weiten Hallen, in denen wohl einst kostbare Schätze aufgespeichert waren, alles Bewegliche schien Beine bekommen zu haben und nur traurige Überreste, ein großer Doppelthron und ein paar zu schwer gewesene Bronzefiguren, zeugten von der einstigen Pracht. Gewiß hätte man im Sommerpalast, denn seine ganze Anlage ließ darauf schließen, rein chine-

fischen Geschmack in pruntvoller Zusammenstellung beschauen können.

Von den kaiserlichen Wohngebäuden führen zu beiden Seiten breite Marmortreppen zu den weiteren Bauten des Palastes, der terrassenförmig angelegt ist. Nur gering ist die Höhe der einzelnen Stufen, wohl um den Säufeträgern, die hier die Frauen des Kaisers zum Lustwandeln in dem künstlich angelegten Gebirge heraufbringen mußten, ihre Arbeit zu erleichtern. Dann gelangt man an die senkrechte Mauer, die, in mächtigen Quadern in beträchtliche Höhe steigend, den Stützpunkt bildet für die noch weiter oben errichteten Bauten. Das entzückendste Bauwerk der ganzen Anlage bildet aber der oberste Tempelbau. Basilikenartig erhebt er sich durchwegs mit gelbglasierten Ziegeln bekleidet, aus deren Nischen kleine Götzen aus gelbglasiertem Ton heraustreten. Es ist das einzige Wahrzeichen alter Pracht und bildet den letzten Rest des alten Sommerpalastes, der im Kriege 1861, hervorgerufen durch den Bruch bestehender Verträge seitens Chinas, von den verbündeten Engländern und Franzosen zerstört worden war. In das Innere des Tempels mit feinem mystischen Halbdunkel tritt man mit einem Gefühl des Schauderns ein und bewundert die prächtigen Schnitzereien an den aufgestellten Altären.

Künstlich angelegte Felspartien, in denen lauschtig eingebaute Plätzchen von anderen Zeiten reden könnten, führen uns wieder abwärts. Doch wie gebannt bleibt man

stehen und freut sich an der herrlichen Natur, die sich uns hauptsächlich an der Nordseite des Palastes bietet. Noch stehen hier die Ruinen des alten Sommerpalastes, so wie sie vor 40 Jahren der Zerstörung anheimfielen, und wohl keine chinesische Hand wird je den Versuch gemacht haben, an dies Trümmerfeld sich heranzuwagen. Weiter folgt der Blick hinaus auf die mächtig sich aufstürmenden Berge, die mit ihren hell leuchtenden Tempeln und Türmen im tiefen Schneegewande stecken, unten im Tale aber liegen zerstreut kleine Ortschaften, ruhig und friedlich wie die ganze Natur hier, weitab vom Menschengetriebe.

Das Eine ist sicher, hier hat chinesische Kunst im Verein mit der Natur Herrliches geschaffen, und der Eindruck, den diese Paläste auf uns gemacht, wird unauslöschlich in der Erinnerung bleiben.

Die Anlage selbst entstammt der Neuzeit. Erst 1874 hatte man angefangen neu aufzurichten, was Plünderung und Verwüstung 1860 zerstört hatte. Nicht neues Leben entstand aus den Ruinen, was zerstört ist, bleibt beim Chinesen zerstört und wird nicht wieder zum Leben erweckt. An neuem Platz ist Neues entstanden. Das alte Trümmerfeld ist aber ein beschämendes Zeichen von europäischem Vandalismus, ein Vorwurf, der den Franzosen und Engländern nicht erspart werden kann und der beim Chinesen das Wort vom „fremden Teufel“ geprägt hat. Welche kunsthistorische Werte mögen mit der Plün-

derung und Vernichtung des alten Sommerpalastes der Welt verloren gegangen sein!

Dem Sommerpalast entgegengesetzt, auf der Südseite der Chinesenstadt, befindet sich eine andere Sehenswürdigkeit: Der Himmelstempel. Wieder führt nach dem Verlassen der Stadt eine breite gutgepflegte Straße, für den Kaiser besonders angelegt und erhalten, zum Heiligtum. Große Umfassungsmauern umschließen weite, düstere Zedern- und Zypressenhaine. Auch diese Mauern verschlossen bisher den gewöhnlichen Sterblichen den Blick auf diese heilige Stätte, die zu betreten dem Kaiser allein und den männlichen Mitgliedern seiner Familie vorbehalten war. Nur dreimal im Jahre, zur Zeit der Sommer- und Winter Sonnenwende und zu Beginn des Frühlings, herrschte hier in den heiligen Hainen ein großes Leben, wenn der Kaiser mit den Prinzen, umgeben von den Großwürdenträgern und einem großen Gefolge von Musikern, Sängern, Tänzern und Soldaten hinauszog, um das große Opfer für sich und sein Volk darzubringen. Sonst liegt dieser Park still und einsam und dann macht er und das Heiligtum, das er birgt, einen ungemein weihervollen Eindruck. Der Vergleich ist ja nicht recht angebracht, aber wohl jedem empfänglichen Gemüt wird das Herz mächtig schlagen und eine weihervolle Stimmung wird ihn überkommen, wenn er in Charlottenburg das Mausoleum besucht — so auch hier. Wie dort die mächtig einwirkende Stille, die gebietende Ruhe des Zypressen-

waldes das Feierliche der sonst schon geweihten Stätte erhöht, so wirkt auch hier der herrschende Friede der Natur imponierend, und zagend und vorsichtig geht man Schritt für Schritt weiter, leise und schleichend, um nur ja keinen Mißton in dies Friedensbild zu bringen.

Der Himmelstempel selbst liegt hinter einer zweiten Umfriedung. Umgeben von ehrwürdigen, alten Zypressen, erhebt sich hier, mit dem Dunkel der Bäume in einem wirkungsvollen Gegensatz stehend, ein aus drei blendend weißen, kreisrunden, breiten Marmorterrassen bestehender Rundbau. Breite Stufengänge führen zur obersten Plattform, die ebenso wie die anderen Terrassen mit skulpturengeschmückten Marmorgalerien umgeben sind. Marmorfliesen, aus welchen kaiserliche Drachen herausgemeißelt sind, führen in der Mitte der Treppen und zeigen den Weg an, auf welchem nur der Kaiser allein das Heiligtum bisher betreten hat. Dieser nur für den kaiserlichen Gebrauch bestimmter Drache hat nämlich fünf Klauen, während der chinesische Drache für den gewöhnlichen Hausgebrauch nur vier Klauen aufweist und kein Chinese wird es wagen, seinem Hausdrachen auch noch eine fünfte Klaue anwachsen zu lassen. Dazu ist der Drache eine schauerlich schöne Zusammenstellung von allen möglichen Tierarten. Der Kopf ist dem Pferde nachgeahmt und trägt das Geweih eines Hirsches. Der Hals gleicht der Schlange, der Leib einem Regenwurm, der aber wieder die Schuppen des Fisches trägt, die Taten

chens nach. Große Opiumrauchlokale befinden sich auch in der Hauptstadt. Von einem in der Mitte des Hauses liegenden Saal führen viele Türen in kleine Verschläge, welche die Rauchkabinen bilden. Wie bei uns in einem großen Volksbad die Bäder in verschiedene Klassen geteilt sind, so hier die Rauchzimmer in vier Klassen. Die Billigkeit oder Steigerung des Preises ist bedingt durch die Qualität der Pfeife und des Opiums. Die oberen Zehntausend schmauchen aus elfenbeinernen, kunstvoll geschnitzten Pfeifen, die feine Welt begnügt sich mit Pfeifen aus Silber, und das Volk steigt zur Messing- oder Holzpfeife herab. Zu Paaren liegen meist die Raucher in einem Verschlage, der je nach dem bezahlten Preise mehr oder weniger gut eingerichtet ist. Die Pfeife mit dem irdenen Kopf wird über einer Kohlenpfanne erhitzt, dann streckt sich der Raucher auf ein Sofa, bringt sein Stückchen Opium in den glühenden Pfeifenkopf und beginnt zu rauchen. Bald verschwindet für ihn seine Umgebung, er fängt an zu schwätzen oder zu lachen und versinkt endlich in einen tiefen, mehrere Stunden dauernden Schlaf, der ihm herrliche Träume angenehmer und heiterer Art bringen und ihn dieser Welt und seinen Sorgen entrücken soll.

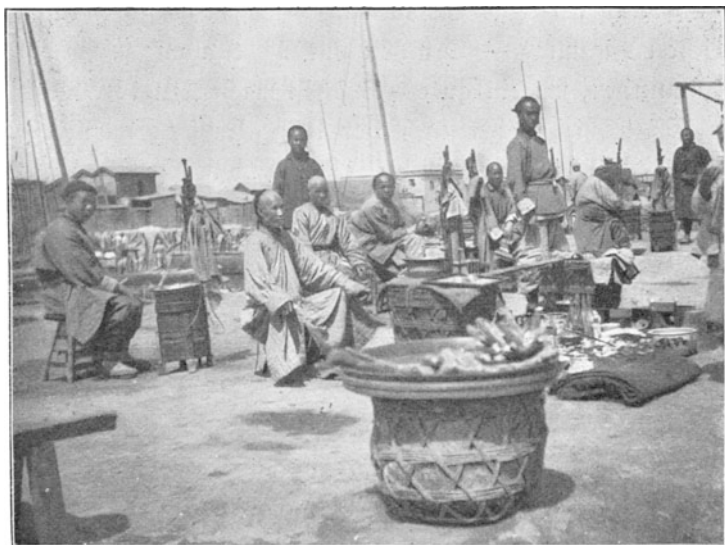
Für die Mehrzahl der Raucher wird dieser Genuß zur Leidenschaft, die sie körperlich ruiniert und mehr und mehr entkräftet. Hagere und zum Skelett abgemagerte Gestalten mit verzerrten Gesichtern sind die richtigen Typen

des Rauchlokales, dem man rasch enteilt, wenn nicht schon vorher die schlechte Luft und die Übelkeit erzeugenden Dünste den Rückzug antreten ließen.

Tritt man dann hinaus ins Freie, so ist selbst die Luft der Straße von erquickender Frische.

In den Morgenstunden den offenen Markt zu besuchen, auf dem der Chinese seine rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Güter an den Mann zu bringen sucht, ist besonders lehrreich, und eine schau- und kauf lustige Menge drängt sich an den offenen Ständen entlang oder bewundert die auf dem Boden ausgelegten Gegenstände. Ein Geschiebe und Gedränge durch die langen Reihen, dort um ein zankendes Paar ein dichter Menschenknäuel, der für oder gegen den Verkäufer Partei ergreift. Ein Kauf in China, selbst bei dem unbedeutendsten Wert der Ware, geht nur unter einem ungeheuren Wortschwall und lebhafter Erregung von Käufer und Verkäufer vor sich. Mit unendlicher Beredsamkeit, einem lebhaften Mienenspiel und unter Aufzug des höchsten Stimmregisters sucht der Verkäufer seine Ware als besonders preiswert, sich selbst aber als den reellsten Geschäftsmann hinzustellen. Alle erdenklichen Gottheiten, an denen ja der Chinese keinen Mangel hat, werden angerufen. Vorübergehende und Umstehende sollen die Preiswürdigkeit bestätigen, und so ertönt aus allen Ecken und Enden des Marktes ein Feilschen und Schreien, die lieblichsten Stimmen vom tiefsten Baß bis zum höchsten Altentenor erklingen. Das

Hauptmotiv bei diesem Kleinhandel besteht in dem Bestreben den andern möglichst über die Ohren zu hauen. Zahlt der Käufer wirklich weniger als verlangt wird, so besteht der Kniff des Verkäufers darin, doch zu seinem



Auf dem Markte.

verlangten Preis zu gelangen, indem er sich falscher Maße und Gewichte bedient.

Jetzt überwogen auf dem offenen Markt, entsprechend der Nachfrage durch die Fremden, Kunstgegenstände, hauptsächlich Cloisonnés*), Bronzen und Seidenstickereien. Der dem Werte kaum entsprechende niedrige Preis

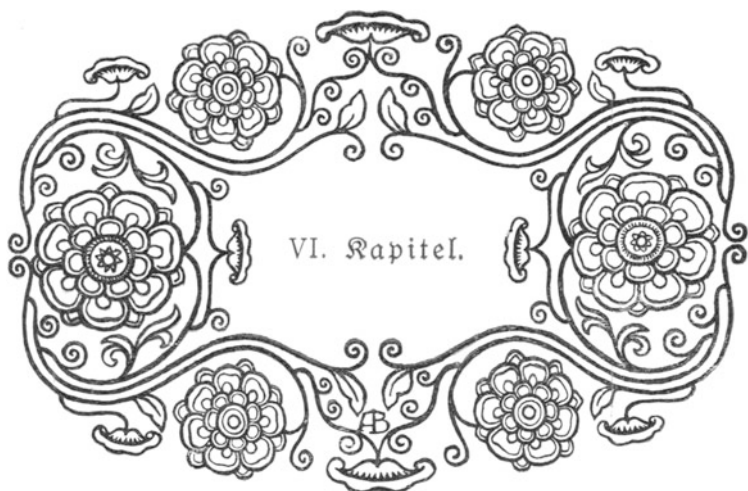
*) Eine Art besonders wertvoller Emailarbeiten.

ließ ihre Herkunft mindestens zweifelhaft erscheinen. Sicher ist in diesen Zeiten aus den kaiserlichen Palästen und anderen Namen eine große Menge wertvollen Gutes gestohlen worden, das nunmehr in andere Hände überging und selbst die Scheu vor dem offenkundigen kaiserlichen Eigentum — Drachen mit fünf Klauen — war geschwunden, um ein gutes Geschäft machen zu können.

So wenig es demnach der kleine Kaufmann mit der Ehrlichkeit hält, kann man sich dagegen auf den chinesischen Großkaufmann verlassen und hier vor allem in seinem Handel mit den Ausländern, bei dem mit einer unbedingten Zuverlässigkeit zu rechnen ist. Wichtige Geschäftsverbindungen unterhalten so ausländische und einheimische Firmen und in ihrer Erhaltung zeigt sich der Chineser als geborener Kaufmann. —

Rasch gingen die Tage unseres Aufenthaltes in Peking vorüber. Wieder ging es die fragwürdige Kunststraße entlang, nochmals bereitete uns die gastfreundliche Herberge in Tsang-hsin-tschönn das Nachtquartier, als der letzte Urlaubstag angebrochen war und die Bahn uns wieder zurückbrachte nach Paoting-fu.

Dort hatte sich nichts geändert. Diefer Schnee bedeckte auch hier Straßen und Fluren. Bei der wohlthuenden Wärme des großen Kaminofens erzählten wir unsere Erlebnisse aus Groß-Peking den anderen, die noch nicht das Glück gehabt hatten, dort gewesen zu sein.



Das erste Gefecht.

Die allgemeine militärische Lage hatte sich schon am Ausgang des Jahres 1900 für das gesamte Expeditionskorps mehr oder minder friedlich gestaltet. Nur kleine Erkundungsaufträge gelangten im neuen Jahre zur Ausführung, bei denen nur vereinzelt Widerstand von den Chinesen geleistet wurde. Die Weihnachtsglocken hatten für uns zugleich die Bedeutung von Friedensglocken, und allenthalben sprach man von Verminderung des deutschen Kontingentes und von der Heimkehr.

Dem in Peking weilenden Friedensdelegierten der kaiserlich chinesischen Regierung, Li-Hung-Schang, waren bereits die Vorbedingungen zu einem Friedensschluß von den Verbündeten übergeben worden, eine Demarkationslinie für die chinesischen Truppen war festgelegt und als

solche die Grenzen der Provinz Petschili, im wesentlichen also die große Mauer bestimmt. Schon hatte der kaiserliche Hof begonnen gewisse Vorbedingungen zu erfüllen, um seinen guten Willen zu zeigen, als ganz unerblickt die Verhandlungen ins Stocken gerieten und das Eingehen auf wichtige Bedingungen und damit die Unterzeichnung des Friedens verweigert wurde. Stärkere feindliche Truppenmassen sollten gegen die große Mauer vorgeschoben und die festgesetzte Demarkationslinie von chinesischen Abteilungen überschritten worden sein.

Damit konnte man erneut auf eine Fortsetzung der kriegerischen Ereignisse rechnen und alle Gedanken an die Heimreise über Bord werfen. Neue Hoffnung an den Feind zu kommen, belebte die Gemüter und mit Spannung sah man in den ersten Tagen des Februar den kommenden Dingen entgegen.

Die Kompagnie hatte schon den Befehl zur Marschbereitschaft erhalten, um näher gegen das Gebirge vorgeschoben werden zu können, und am 10. Februar ging es mit einigen Handwerkern voraus, um als Quartiermacher die neue Unterkunft in Wan-hsien vorzubereiten.

Ein junger Chinese aus guter Familie, der etwas Englisch sprechen konnte und den ich mir in den Wintermonaten gemietet hatte, um von ihm Chinesisch zu lernen, begleitete mich als Dolmetscher. Er hielt sich auch für einen großen Maler und verbrachte ein schauerlich schönes Gemälde meiner ureigensten Person, das meinen Angehörigen

gen in der Heimat heute noch viel Freude bereitet. Später entpuppte er sich leider, wie die meisten chinesischen Dolmetscher als nicht ganz ehrlich und mißbrauchte seine Stellung, um sich selbst bei den Einwohnern Vermögensvorteile zu verschaffen, da bekam er den Laufpaß und rief sich dazu noch einen gewissen Körperteil. Jetzt aber leistete er mir schätzenswerte Dienste und war sich seiner Stellung wohl bewußt.

Unser Einzug in dem kleinen Städtchen hatte große Bestürzung hervorgerufen und in dem Namen des Herrn Mandarin gab es langwierige Verhandlungen, bis wir uns über die Verteilung der Kompagnie und die zu belegenden Häuser geeinigt hatten.

Das Reich der Mitte wird von Zivil- und Militärmandarinen verwaltet. Unter einem „Mandarin“ muß man sich also irgendeinen solchen kaiserlichen Beamten vorstellen, dessen Rang sich kennzeichnet durch den Knopf auf seiner dienstlich vorgeschriebenen Kopfbedeckung und das gestickte Tierwappen auf Brust und Rücken seines Gewandes.

Hier hatten wir es mit dem sogenannten Tshi-hsien zu tun, auf 'deutsch vielleicht zu übersetzen mit Bezirks-Bürgermeister, der für den ihm übergebenen Bezirk Richter, Steuereinnehmer und Polizeidirektor war und im Nebenamt noch die Leichenschau besorgte.

Vor seinem Amtsgebäude stand vor dem Haupteingang zunächst eine nach außen kahle Mauer. Innen war diese

Hausherr selbst in großer Toilette, umgeben von seinem Generalstab. Unter tiefer Verbeugung, die beiden zusammgelegten Hände mehreremale gegen die Stirn erhebend, rief er immerzu: Tjing tjing (d. h. Heil, Heil) und seine Getreuen um ihn machten es getreulich nach. Er sah ganz intelligent aus und schien eine gute Küche zu führen, zum mindesten nicht unter Hunger zu leiden. Unter weiteren Komplimenten geleitete er mich endlich in den Empfangsraum und nachdem mir der unvermeidliche Tee mit gutem Gebäck, ähnlich etwa unserer Sandtorte, serviert war, konnten unsere Verhandlungen beginnen. Raum hatte der Dolmetscher wieder den Grund unseres Kommens erklärt, als die ganze Gesellschaft und mit ihr die vor der Tür des Empfangsraumes stehende Dienerschaft auch hier das laute Jammern und Schreien anfang, bis endlich ein kräftiges Donnerwetter meinerseits die Ruhe herstellte, der Herr Bürgermeister sein lautes „Tjing-tjing“ wieder ertönen ließ, mich seiner unterwürfigsten Hochachtung versicherte und rasch einige Befehle erteilte, die sofort von seinen Beamten ausgeführt wurden. Die Dienerschaft entfernte sich, in der Ferne hörte man wieder Gongschläge und anscheinend einer Trompete entlockte schauerliche Töne, dann trat Stille ein. An der Hand eines guten Stadtplanes wurden die von uns benötigten Quartiere vorläufig ausgesucht, die Lieferungen an Holz und Proviant festgesetzt. Dann ging es an den Besuch der Quartiere selbst, die der Mandarin in eigener Person mir

zeigen wollte. Lautes Stimmengewirr kam vom Eingang zum Namen her. Hier hatte sich anscheinend die halbe Stadt, wohl herbeigerufen durch die vorausgegangenen Signale, um meine fünf Musketiere versammelt. Jeder hatte etwas in seiner Hand, Hühner, Eier, Kuchen usw. und mit Befriedigung sah der Ortsvorsteher auf die verteilten Gaben. Dann sprach er laut einige Worte zur versammelten Gemeinde, die mit gesenkten Köpfen allmählich auseinander ging oder den mit dicken Knüppeln bewaffneten Polizisten Platz machte. — So hielten wir unzeren Einzug in die neue Garnison.

Die ausgewählten Quartiere, meist größere, von ihren Bewohnern verlassene Höfe, fanden in der Mehrzahl meine Zustimmung und so konnte es gleich an die Arbeit des Einrichtens gehen. Die ganze Bevölkerung half mit, teils freiwillig, teils getrieben von den zahlreichen mir zur Verfügung gestellten Polizisten. Erst, so hatte ich meinen Dolmetscher getauft, hatte ihnen wohl höllisch Feuer gemacht und ihnen die schwersten Himmelsstrafen angekündigt. So ging es denn wieder an ein Aufräumen, Säubern, Hämmern, Mauern, Ofensetzen, kurz an alle die Dinge, die wir schon zu wiederholten Malen ausgeführt hatten.

Am Nachmittage machte mir der Herr Mandarin seine offizielle Aufwartung und überbrachte eine Einladung zum Essen für den Abend.

Ein feierlicher Zug bewegte sich durch die Straßen und

kündigte sich schon von weitem durch einen ohrenbetäubenden Lärm an. Im großen Gefolge erschien der Herr Bürgermeister. Vorauf eine Anzahl Polizisten mit tüchtigen Prügeln bewaffnet, die sie jedem Chinesen zwischen die



Chinesische Volkstypen.

Füße warfen, der nicht sofort Platz machte, dann Gongschläger, die ihre Instrumente unbarmherzig behandelten. Hinter diesen zwei Träger mit großen roten Schirmen, denen der Mandarin selbst hoch zu Roß folgte, zu beiden Seiten von seiner Dienerschaft und seinen Unterbeamten begleitet. In blauer, reich gestickter und mit dem

weißen Reiher als Brustschild verfehener Uniform, auf dem Kopf den sogenannten „kalten Hut“, eine Art Pelzmütze mit dem undurchsichtigen weißen Kristallknopf, ritt er im abgekürzten Trab, den auch seine Begleitung ange schlagen hatte, vor die von mir ausgesuchte Wohnung. Sein Sekretär überbrachte die Visitenkarte, einen Streifen scharlachroten Papiers, dem der Name mittels eines Stempels aufgedrückt war. Guldvoll nahm Frix die Karte entgegen und geleitete den edlen Mann in meine schon in Vorausicht des Besuches notdürftig hergerichtete Behausung. Die Audienz dauerte nur kurze Zeit, aber am Abend stand die gleiche Begleitung mit roten Papierlater nen vor meiner Behausung, um mich im feierlichen Zuge zum Souper einzuholen. Ein Gastgeschenk mitzubringen erschien Frix unumgänglich notwendig, und nachdem wir in meinen wenigen Habseligkeiten — befanden sich doch meine Koffer noch in Paoting-fu — nach einem solchen gesucht, entschieden wir uns für eine Kleiderbürste. Sie fand denn auch willkommene Aufnahme, wurde vom ganzen Haus viel bewundert und als „ting=chaudi“ oder „number one“ bezeichnet.

Das Essen selbst fand im kleinen Kreise statt. Im ganzen acht Personen am Tische, eine Anzahl von Zuschauern sonst in der weiten, ziemlich kalten Halle. Der Tisch war mit grobem Leinen gedeckt, wohl mir zu Ehren, da dieß der Chinese sonst nicht kennt. Auf dem Tische standen eine Anzahl Gerichte, Früchte, Backwerk bereit. Hübsche

Von den Frauen des Hauses sah man nichts, die waren im vierten Hof versteckt.

Feierlich wie der Einzug, war auch der Abgang, die Laternenträger standen wieder bereit und geleiteten mich nach Hause, während ein Polizist beauftragt war, die Nachtwache vor meiner Behausung zu übernehmen, die ich aber am nächsten Tage dankend ablehnte.

Die Arbeiten zur Quartiereinrichtung gingen rüstig vorwärts. Die Herrichtung der Hauptstraße hatte sich der Mandarin selbst vorbehalten. Sie glänzte bald in ihrer Sauberkeit und wirklichen Verbesserung. Emig lief das dicke Bürgermeisterlein von einer Gruppe zur anderen, mit Worten und Stoß antreibend, mir kam er aber bei allem Eifer immer vor wie der „dumme August“ im Zirkus, der überall zugreifen will, und doch immer aufhält.

Früher als ursprünglich beabsichtigt, traf die Kompagnie im neuen Quartier ein, um schon am nächsten Tage (16. Februar) den Befehl zum Vormarsch auf Sao-ma-kuan, die uns schon bekannte Bergfeste, zu erhalten, wo stärkere chinesische Abteilungen den dort nach Schan-si führenden Paß sperren. Die Chinesen sollten von dort vertrieben und der Paß besetzt werden. Eine unserer Offizierspatrouillen war in den ersten Tagen des Februar zur Erkundung gegen Sao-ma-kuan vorgeritten. Der Ortsmandarin, der ihm entgegenkam, gab ihm die Versicherung ab, daß in der Stadt kein chinesisches Militär liege und hoffte damit den Offizier zur Umkehr zu bewegen. Als

sein der großen Vergangenheit Chinas und ein Beweis für den großen Unternehmungsggeist seiner Beherrscher.

Hier an einem ihrer Paßtore waren vor wenigen Stunden noch die chinesischen Vorposten gestanden und beim Herankommen unserer Reiter nach dem tief unter uns noch weiter gegen Norden zu liegenden Kuang-tschung ausgewichen. Nur schwach, noch in leichten Nebel gehüllt, sah man die Stadt vor sich liegen, das Ziel unserer Wünsche, denn von dort kam die Meldung unserer Kavallerie vom Vorhandensein starker feindlicher Kräfte.

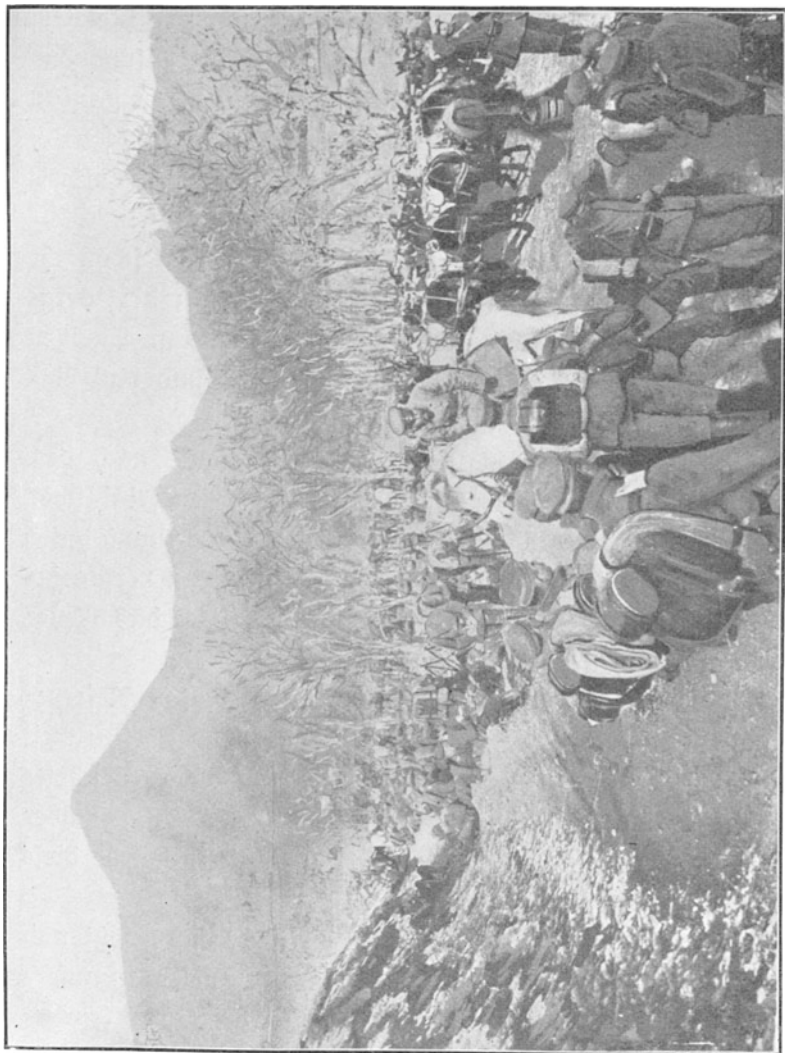
Schon frühzeitig war der Kavalleriezug, verstärkt durch einen Zug berittener Infanterie der Württemberger, auf Kuang-tschung vorgegangen. Während die Reiter gegen die von der Stadt nach Westen führende große Straße aufklärten und einen großen Bogen in dieser Richtung schlugen, ging die berittene Infanterie direkt auf die Stadt los.

Für uns galt es nun, auf unsere schon ein gutes Stück weiter vorne befindlichen Erkundungsabteilungen aufzuschließen. Um 12 Uhr wurde der Vormarsch wieder angetreten, ein weiterer Zug berittener Infanterie der Bayern setzte sich in Trab. Salabwärts ging es in die herrliche Landschaft, die immer deutlicher aus dem Nebel heraustrat und den Blick öffnete auf weite Gebiete der Provinz Schan-si. Ein lebhaftes Tempo schlugen die Leute an, nur um ja rasch vorwärts zu kommen, das ein-

Noch ein kurzer Halt, um aufzuschließen, die Geschützwrohre der Gebirgsbatterie wurden den Maultieren abgenommen und auf Räder gesetzt. Wir waren gefechtsbereit.

Die Sonne, die sich bisher verkrochen und den Morgen dadurch kalt und unfreundlich gestaltet hatte, meinte es jetzt auch gut mit uns und ließ ihre Strahlen auf uns leuchten, die wir fest in den winterlichen Mantel gehüllt waren. Noch eine kurze Strecke weiter und lebhaftes Gewehrfeuer schlug an unser Ohr. Unsere Württemberger, die in der Vorhut marschiert waren, waren ins Gefecht getreten und hatten der berittenen Infanterie willkommene Hilfe gegen den mächtig angreifenden Gegner, der schon bis auf 500 m herangekommen war, gebracht. Die nachfolgende Kompagnie wurde gleichfalls eingesetzt, während die beiden letzten Kompagnien als Reserve hinter dem rechten Flügel Aufstellung nahmen.

Von einer kleinen deckenden Anhöhe hatte man einen guten Überblick über das Gefechtsfeld. Dort im Norden lag Kuang-tschang, weithin zu erkennen durch seine im Sonnenschein liegende weiße Pagode. Zwischen der Stadt und unseren teilweise sichtbaren Schützen breitete sich eine weite Hügellandschaft aus. Schroffe Erhebungen und scharf eingeschnittene Schluchten mit fast senkrechten Wänden durchzogen das Gelände. Dichte Schützenlinien lagen unseren Schützen gegenüber, geschlossene Abteilungen rückten aus Kuang-tschang nach und verschwanden bald in den



Der letzte Halt vor dem Gefecht von Kuang-fschang.

deckenden Schluchten. Hier drüben, zu unserer Rechten, deutlich mit dem Glas zu erkennen, versuchte anscheinend ein gegnerisches Bataillon uns zu umfassen. Da standen wir ja am richtigen Platze. Auch dieser Gegner verschwand den Blicken. Über uns mühte sich eben die Gebirgsbatterie ab, das schwierige Gelände zu überwinden und in Stellung zu kommen. Gar bald krachte schauerlich schön ihr erster Schuß und in vielseitigem Echo gaben die Berge ihren Gesang wieder. Auch vorne bei unseren Schützen nahm jetzt das Feuer an Lebhaftigkeit zu, und das Angriffsgelüste der Chinesen kam ins Stocken.

Die Nahauflärung in der rechten Flanke nach dem Verbleib des unseren Blicken entschwundenen feindlichen Bataillons ergab, daß dieses die Deckung benutzt hatte, um nach rückwärts auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, als unsere Artillerie mit großem Erfolge das Feuer eröffnet hatte.

Unterdessen wurde der Standpunkt für unsere Reservekompagnien ungemütlich, da die Chinesen sämtlich zu weit schossen und die der Schützenlinie zugeordneten Geschosse unmittelbar hinter uns einschlugen. Lustig piff es über unsere Köpfe hinweg. Von den Musketieren wurde diese Musik mit hellem Jubel begrüßt.

Endlich wurden auch wir wieder in Marsch gesetzt und gingen durch tief eingeschnittene Hohlwege näher an unsere Schützen heran. Vorbei ging es an der ersten Feuerstellung unserer Reiter. Dort lag ein verwundeter Würt-

temberger mit einem Schuß in der Brust. Wohl gebettet lag er im Schoße des Arztes, der eben ihm die ersten Handreichungen darbot. Nur wenige Schritte weiter hielt ein Musketier mit ernster Miene die Wache bei seinem toten Kameraden, dem ein Schuß durch den Kopf das Leben genommen. So war er wenigstens gut bewacht und konnte nicht dem fanatischen Treiben umherziehender Chinesen zum Opfer fallen. „Wir rächen dich, Kamerad!“ rief ein handfester Nürnberger aus meinem Zug und weiter ging es im Hohlweg, um den sich der Kampf gedreht hatte beim ersten Zusammentreffen der berittenen Infanterie mit dem Gegner. Je weiter wir vordrangen, stießen wir auf immer zahlreichere Körper der gefallenen Chinesen, die auch meist durch Kopfschüsse ihr Leben verloren hatten, ein Beweis, daß auch sie in der Benutzung des Geländes wohl bewandert waren.

Schon wurde der Sturm auf den Gegner vorbereitet, ein mächtiges Feuer prasselte los, von den Chinesen gleicherweise erwidert. Aber der Gegner schoß durchgehend zu hoch, so hoch, daß bei der 600 m hinter uns stehenden Bagage mehrere Tragtiere verwundet wurden.

Unter der Wucht dieses Feuers brach der chinesische Widerstand zusammen, und kaum erkannten unsere Schützen diesen Erfolg, als sie mit lautem Hurra zum letzten Angriff vorbrachen.

Fluchtartig wandte sich der linke chinesische Flügel in

gebirge bei bitterer Kälte hatten doch endlich den Lohn gefunden, den ein echtes Soldatenherz sich wünschte.

Ein erheblich überlegener Gegner — seine Stärke wurde auf 3000 Mann angegeben — war von der Minderzahl — etwa 600 Mann — in die Flucht geschlagen. An 300 Tote ließen die Chinesen auf dem Gefechtsfelde zurück, gegenüber einem Verluste auf deutscher Seite von einem Toten, zwei Schwer- und sechs Leichtverwundeten.

Die Chinesen standen unter Führung des bei ihnen als besonders tüchtig geltenden Generals Wan. Sie waren gut bewaffnet, wenn diese Bewaffnung auch zusammengewürfelt war aus Mannlicher Gewehren und deutschen Gewehren 71/84, teilweise auch Gewehren 88. Kurze Seitengewehre in Stahlscheide steckten in ihren breiten, bunten Gürteln. Über die Brust trugen sie Patronengürtel. Dagegen schossen sie sehr schlecht, und es erweckte den Eindruck, als ob sie ohne zu zielen, den Kolben an der Hüfte, ihre Gewehre nur losgedrückt hätten aus Angst vor dem eigenen Schuß und um sich in einem desto lebhafteren Feuer selbst zu betäuben. Aber der Angriffsgedanke war in ihnen so lange, bis das wohlgezielte Feuer der Artillerie, dem sie nichts entgegensetzen konnten, merkwürdige Lücken in ihre Reihen riß.

Eine merkwürdige Erscheinung war es, daß sie ihre erste Feuerstellung schon vor dem Erscheinen unserer Reiter durch große, buntfarbige Fahnen abgesteckt hatten.

Augen angesehen werden. China ist ein Land, das mit einer bewundernswerten Zähigkeit an seinen alten Überlieferungen festhält und nur schwer zu modernen Anschauungen sich bequemt, vor allem aber alle Erfindungen des Auslandes mit einer gewissen Verachtung straft. So finden wir auch in dem Militärwesen Chinas eine große Rückständigkeit. Zwar hat es sich hier, durch Schaden klug geworden, nicht ganz den europäischen Einflüssen verschlossen und hat vor allem auf Betreiben von Li-Hung-Tschang, der selbst einst Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen war, fremde Militärinstruktoren in das Land gezogen. Eine Einheitlichkeit der Ausbildung, ja selbst der Bekleidung und Bewaffnung, scheiterte aber immer an dem Umstand, daß die Hauptmasse des Heeres nicht dem Kaiser untersteht, sondern daß jeder Statthalter der 18 Provinzen Chinas seine eigenen, von den Nachbarprovinzen völlig unabhängigen Truppen besitzt, die er nach seinen militärischen Anschauungen ausbildet und ausrüstet.

Je weiter demnach eine Provinz im Inlande liegt, ist sie der Kenntnis fremder Verhältnisse entrückt und bleibt bodenständig auf allen Gebieten, zumal auf dem militärischen Gebiet, das fortschreitend Neuerungen bringt.

Die ins Land gekommenen fremden Instruktoren sahen denn ihren Wirkungskreis nur in den Küstenprovinzen, hauptsächlich in Tschili, Schantung und etwa noch in Schan-si, wo die sogenannten Lehr- oder Feldtruppen auf-

gestellt wurden. Gerade mit diesen, also nach europäischem Muster verbesserten Truppen, hatten wir es nun bei den chinesischen Wirren zu tun.

Über ihre Stärke und ihren Wert nur einigermaßen richtige Angaben zu machen, ist unmöglich. Die deutschen Lehrmeister hatten im allgemeinen keine befriedigenden Erfahrungen gemacht. Zwar wird der Chineser überall als Soldat mit guten militärischen Eigenschaften gerühmt, der durch seine rasche Auffassungsgabe, durch seine Anspruchslosigkeit und Zähigkeit, vor allem aber durch seine hervorragenden Marschleistungen auffällt. Im Gegensatz dazu steht aber das geringe Ansehen, das man allenthalben dem Soldatenstand in China entgegenbringt, auf den man sogar mit einer gewissen Verachtung herabblickt.

Die Rekrutierung erfolgt mit der Werbetrömmel. Der Andrang ist trotz des erbärmlichen Soldes (etwa 7—8 Mark für den Monat, wovon der Soldat sich aber noch selbst beköstigen und uniformieren muß) ein ziemlich starker. Wer einen etwa 6 Fuß langen Bambusstab mit Steingewichten von etwa 60 Kilogramm vom Boden aus mit beiden Händen bis über den Kopf emporheben kann, wird als tauglich erklärt und in die Armee eingestellt. Dann wird der so Ausgehobene der nächstliegenden Abteilung, die entweder in Städten, Forts oder in einzelnen Lagern untergebracht sind, zugeteilt. Dort beginnt seine Ausbildung, eine bestimmte Dienstzeit ist nicht festgesetzt.

Die Bewaffnung ist eine sehr verschiedenartige. Neben Waffen neuester Art findet man die ältesten Exemplare. Lange Lanzen, Hellebarden, alte Donnerbüchsen zu deren Bedienung man zwei Mann benötigt, sind ebenso noch in der Armee vertreten, wie die verschiedensten Modelle von Schußwaffen neuerer Art aus aller Herren Ländern. In den Depots an der großen Mauer fanden wir noch Schilde vor, bemalt mit einem die Augen und den Rachen weit aufreißenden Tigerkopf.

Das gleiche bunte Durcheinander weist die Bekleidung auf, blaue, rote und weiße Jacken wechseln miteinander ab. Auf Brust und Rücken bildet das schon erwähnte Regimentsabzeichen einen willkommenen Zielpunkt, wie der Spiegel auf einer Scheibe am Schießstand.

Die chinesische Kavallerie ist gänzlich wertlos und ist mehr eine Parade oder Begleitungsstruppe des Bizekönigs.

Die beste Waffe ist die Artillerie infolge ihrer modernen Ausrüstung. In den Kämpfen um Tientsin hat sie sogar eine Rolle gespielt und sich durch besondere Treffgenauigkeit ausgezeichnet. Später, an anderer Stelle, hatte sie sich allerdings im Gegenteil ausgezeichnet durch das Feuern ohne Zünder. Die Geschühausrüstung ist vorzüglich, zumeist Krupp'sche Geschütze, deren Bedienung von deutschen Instruktoren erlernt wurde.

v. Brandt, der langjährige deutsche Gesandte in China, schreibt in einem Buche über den chinesischen Soldaten

Mauern der Stadt das Gewehr an der Baße gehabt haben, während sie jetzt unterwürfig das Wasser zur Zubereitung der wohlverdienten Mittagskost herbeitrugen. Im Orte selbst war nichts mehr zu holen, die Gegend schien infolge des langen Aufenthaltes chinesischer Truppen völlig ausgefogen.

Einer besonderen Weisung aus Peking entsprechend, wurde schon am nächsten Morgen der Rückmarsch wieder angetreten. Nochmals ging es über das Gefechtsfeld vom vergangenen Tage, das einen wenig erfreulichen Anblick bot. Die noch umherliegenden Leichen der gefallenen Chinesen waren von ihren eigenen Landsleuten während der Nacht ausgeraubt worden und lagen meist halb oder ganz entkleidet vor unseren Augen. Manche wieder waren teilweise verbrannt worden oder hatten verkohlte Gliedmaßen; ob aus Rache für die Bedrückung der Einquartierung oder einem religiösen Aberglauben entsprechend, wer konnte es wissen? Vorbei ging es an jenem Hohlweg, an dem die Württemberger das feindliche Bataillon überrascht hatten und der heute mit etwa hundert Chinesenleichen angefüllt war, die kreuz und quer übereinander lagen. Immer weiter verschwand die Stadt in unserem Rücken, noch leuchtete schwach das Wahrzeichen der Stadt, die weiße Pagode, bis auch sie unseren Blicken sich entzog und wir uns wieder auf dem engen Saumpfad befanden, der uns in diese Gegend gebracht hatte.

Gar bald lag das verödete und zerstörte Tao=ma=

fuan wieder vor uns, in dessen Mauern wir nun heimisch werden sollten. Ein freudiger Einzug war es nicht, als wir durch das halb zerfallene Thor die Stadt betraten, und glücklicherweise hat sie nur eine Nacht uns beherbergt.

Noch am Abend des 22. traf ein neuer Befehl ein, der alle Truppen möglichst bald in ihre bisherigen Standorte zurückkehren hieß. Ein allgemeiner Vormarsch über die chinesische Mauer hinaus war geplant und sollte Ende dieses Monats beginnen. Für den Vormarsch selbst aber sollte ein weiter südlich gelegener Paß benutzt werden, der auch am Tage vorher in heftigem Kampfe den Chinesen entrisen worden war. Daher war eine Besetzung unseres Passes nicht mehr nötig, und in freudig gehobener Stimmung sagten wir dem unwirklichen Bogernest Lebewohl. In zwei Eilmärschen, getrieben von der Hoffnung, noch zur rechten Zeit zurückzukehren, um uns für die neue Expedition auszurüsten, strebten wir unserem Standort Wan zu, denn für diesen geplanten Vormarsch standen wir in der vordersten Linie und konnten so auf neue Thätigkeit hoffen.

Feierlich begrüßte uns der Herr Bürgermeister von Wan bei unserer Ankunft. Er hatte von unserem erfolgreichen Gefecht schon genaue Kunde. Seinem lachenden Gesichte nach hätte er eine große Freude haben müssen über den Mißerfolg seiner Landsleute und sein „Tingchaudi“ (Sehr gut!) kannte keine Grenzen.

Fritz, der Dolmetsch aber erklärte, an keinem Gefecht



Zur großen Mauer.

In einem geräumigen Hofe frühmorgens, wenn noch alles sonst in Ruhe lag, mühten sich im Schweiße ihres Angesichtes brave Musketiery ab, um in die Geheimnisse der höheren Reitkunst zu dringen. Die während der Gefechte an den Pässen mit berittener Infanterie gemachten guten Erfahrungen zeitigten den Wunsch, bei den in vorderer Linie stehenden Kompagnien ganze Züge auf die im Lande vorhandenen, ausdauernden Ponys zu setzen, um sie als Aufklärungstruppe entsprechend zu verwenden. So wurde auch bei der Kompagnie eifrig dem Reitsport gehuldigt, und gar bald saß der unter meiner Führung stehende Zug stolz zu Roß. Die Gemeinde Wan und die umliegenden Ortschaften hatten die Pferde geliefert und so mancher Mandarin siebenten und achten Grades mußte

daß Rößlein seiner Staatskarosse nun den Händen eines biederen Musketiers überantworten. Mit Feuereifer gingen die Leute an die neue Arbeit und sahen gar bald mit Stolz auf den tief unten zu Fuß wandelnden Kameraden herunter. Die tieffinnigsten Gespräche über Pferdezucht und Pferdebehandlung, über englisch und deutsch Reiten entstanden in den Reihen der also „in die Höhe Gehobenen“, wenn es auch manchem in den ersten Tagen gar schwer fiel, das brennende Reitweh zu verbergen.

Frühmorgens aber durfte in den ersten Tagen niemand zusehen, um die Würde der edlen Reiterschär zu wahren. Prächtig sah das Pferdematerial an sich nicht aus. Das kräftige Chinesenpony mit seinen dicken Beinen und dem dicken kurzen Hals sah meist häßlich aus, dazwischen hatte sich wieder ein edlerer Mongole in unsere Reihen verlaufen und zeichnete sich durch seinen schlanken Körper und seine dünnen Beine von seinen anderen Genossen scharf ab, mitten im Rudel ließ seine laute Stimme ein stämmiges Maultier ertönen, wenn es eben seinen Bändiger auf den harten Boden abgesetzt hatte.

Schon bald aber, als die ersten Reitstunden hinter uns lagen, die Tiere dank der sorgfältigen Reinigung ihrer Besitzer ein besseres Außere erhalten hatten, konnten wir uns geschlossen in der Öffentlichkeit sehen lassen. Die gute Pflege und das bisher nicht gewohnte gute und reichliche Futter haben denn auch die Tiere mit einer hoch anzuerkennenden Ausdauer gelohnt. Sicherlich steckte in

Am 1. März war eine Erkundung weiter gegen Westen nach der chinesischen Mauer zu, die hier die Grenze zwischen Petschili und Schan-si bildet, unternommen worden und das Vorhandensein starker chinesischer Kräfte in unmittelbarer Nähe der Mauer, also noch innerhalb der festgesetzten Demarkationslinie, festgestellt worden. Die schwache Erkundungsabteilung war hierbei auf weit überlegenen Feind gestoßen und konnte, auf beiden Seiten umfaßt, nur unter großen Schwierigkeiten, drei Gefallene und einen Schwerverwundeten mit sich führend, sich zurückziehen.

Dieser Feststellung feindlicher Kräfte innerhalb der Provinz Petschili folgte unmittelbar der Befehl vom Armee-Oberkommando, die Straße bis zur großen Mauer vom Feinde zu säubern.

Ein Detachement bestehend aus einer preußischen Reiterkompagnie, vier bayerischen Kompagnien, einem Zug Reiter, einem Zug leichter Feldhaubizen und einer Pionierkompagnie sollte gebildet werden, um die noch westlich An-tsu-ling an dem unmittelbar an der großen Mauer liegenden Tchang-tschönn-Paß stehenden Chinesen zu vertreiben. Lung-tsuen-kwan, ein kleines Städtchen am Fuße des zum Passe steil ansteigenden Gebirges, war als Sammelpunkt bestimmt, und die dorthin führende Strecke von 146 km wurde in einem Gewaltmarsch von $3\frac{1}{2}$ Tagen zurückgelegt.

Wieder ging es ins herrliche, wilde Gebirge hinein.

auf den wohlbestellten Feldern. Größere Ortschaften, freilich auch wieder von allen Einwohnern verlassen, umgeben von Birnen- und Aprikosenanpflanzungen, belebten das Landschaftsbild.

Allmählich wurden die Wege immer steiler, mächtige Bergwände türmten sich zu beiden Seiten auf, in Serpentin ging es hinauf zu gewaltigen Höhen, und der Pfad führte uns in richtiges Hochgebirge. Der An-tsu-ling wurde überquert und dem Laufe eines im engen Tale wie ein silbernes Band sich hinziehenden Gebirgsbaches folgend, langten wir in Lung-tsuen-kwan an.

Ein herrliches Landschaftsbild entrollte sich unseren Augen. Vor uns lag die mächtige Hochgebirgskette der Tschang-tschohnberge. Ein Gebirgsbach mit kristallklarem Wasser, der zum ersten Male in China den Genuß ungekochten Wassers gestattete, kam in starkem Gefälle vom Pässe herab und trieb die am Ende der Ortschaft idyllisch gelegene Mühle. Die nackten Felsen der Berge, an deren Hängen noch in den Wasserrinnen der Schnee sich festgehalten, schauten in ihrer wilden Zerrissenheit dräuend, als wollten sie sich ins Tal herabstürzen, auf uns herunter. Zur Rechten und Linken erhoben sich gleich massige Gebirgsstöcke und im Rücken schloß der An-tsu-ling das Tal ab. So befanden wir uns mitten im Hochgebirge, noch landschaftlich reizvoller als einst im Gebirgsstock von Sao-ma-kuan. Von Ferne grüßten die Wachttürme der großen Mauer, die auf den höchsten Erhebungen der west-

lichen Berge sich hinzog. Und da hinauf sollten wir, fragend sahen wir uns an, aber in heller Begeisterung über die schöne Natur waren wir doch.

Vom Gegner war bekannt, daß er mit Postierungen die dem eigentlichen Paß vorliegenden Höhen besetzt und am Paß selbst eine vom Gelände außerordentlich begünstigte Stellung vorbereitet hatte. Eine sorgfältige Erkundung des Angriffgeländes mußte daher unternommen werden und zu diesem Zwecke wurden Offizierpatrouillen vorgeschickt. Auch ich hatte das Glück, am 7. März vormittags zum Führer des Detachements befohlen zu werden und erhielt den Auftrag, in der Front der feindlichen Stellung aufzuklären und den unmittelbar zum Paß führenden Weg zu erkunden. Mit sechs Leuten des Reiterzuges, die auch zugleich geübte Bergsteiger waren, ging es zunächst den Hauptpaßweg entlang. Gar bald mußten wir aber wegen der Ungangbarkeit des Weges die Pferde zurücklassen und uns auf unsere eigenen Füße verlassen. Immer mehr verengerte sich das Tal, bis wir endlich durch ein natürliches Felsentor an eine Mulde kamen, in der ein kleiner Weiler in reizender Umgebung lag. Etwas höher gelegen war ein Hain dunkler Zypressen, aus dem eine Tempelanlage in ihrer grellroten Farbe hervorleuchtete und sich von dem Schwarz der Bäume und dem Dunkel der massigen hinter ihr liegenden Bergwand wirkungsvoll abhob. Die weihewolle Stille, die über dem ganzen herrlichen Stück Land lag, ließ auch uns

gegen die auf weit überhöhdendem Höhenzug eine stärkere feindliche Abtheilung, noch weit entfernt, im Vormarsch war. Der Paßweg lag vereinsamt vor uns, nur der wilde Bach bahnte sich in hastig überstürzenden Wellen seinen Weg. Der Paß selbst war hier nicht einzusehen, immer lauter wurden die Signale, die doch von dort kommen mußten. Also hinauf auf die nächste vorliegende Höhe. Da hieß es klettern mit Händen und Füßen und unter gegenseitiger Unterstützung sich in dreiviertelstündiger Arbeit hinaufarbeiten. Aber die Mühe hatte sich gelohnt, die Höhe öffnete uns den Blick auf die etwa zwei Kilometer entfernte große Mauer und auf das deutlich sichtbare Paßtor.

Dort oben schien eifriges Leben zu herrschen, und die weiter vernehmbaren Trompetensignale gemahnten die noch Säumigen zu ihrer Pflicht. Wie schon bei Kuang-tschang die erste Feuerstellung mit Fahnen abgesteckt war, so erleichterten die hier an vielen Punkten aufgestellten Feldzeichen der Chinesen das Auffuchen ihrer vorbereiteten Stellungen, die eben jetzt von den Schützen besetzt wurden. Der Paß selbst wie der zu beiden Seiten des eigentlichen Paßtores sich hinziehende Höhenrücken, auf dem die große Mauer lief, bildeten die eine stark besetzte Stellung des Gegners. Vor diese vorgeschoben befand sich eine zweite Stellung etwa in Ausdehnung einer Kompagnie und dieser wieder vorgelegen anscheinend eine den Paßweg flankierende dritte Stellung, an der eben die mit uns zu-

sammengestoßene Abteilung anlangte. So war es uns möglich, eine genaue Skizze der feindlichen Front anzufertigen, wie weit sich diese allerdings ausdehnte, konnte von hier aus nicht erkannt werden. Nur steile Felspfade führten gegen die jetzt sichtbaren Flügel und das ganze Gelände, zumal zu unserer Rechten, war ein zerklüftetes und felsiges Bergland, das einem geordneten Angriff große Schwierigkeiten entgegenstellte.

Der Gegner blieb unverändert in der nächsten halben Stunde in seiner Stellung und schien schon heute den Angriff zu erwarten. Die von uns zurückgebrachte Meldung fand willkommene Anerkennung und bestärkte den selbst zur Erkundung in ein Seitental vorgerittenen Detachementsführer in dem schon gefaßten Entschluß, den Hauptangriff, nach Norden ausholend, gegen die feindliche linke Flanke durchzuführen.

Bis zum Mittag des 7. März war das Detachement vollzählig in Lung-tsuen-kwan versammelt, auch die schweren Kanonen der Haubitzbatterie hatten den schmalen Pfad, das Steinlabyrinth und die Sandwüste glücklich überwunden.

Die letzten Vorbereitungen für den kommenden Tag wurden während des Nachmittages getroffen, der letzte Appell der Mannschaften in dem für morgen befohlenen Anzug abgehalten und die namentliche Zugliste aufgestellt. Der Anzug war möglichst leicht bestimmt: Suchanzug, Mütze, Waffen, Patronentaschen, Schanzzeug, wei-

tere 30 Patronen in den Hosentaschen, Kochgeschirr mit der eintägigen Verpflegung am Leibriemen befestigt und Feldflasche. Bergstöcke aus chinesischen Lanzen gefertigt und Seile wurden ausgegeben, die das Vorwärtskommen über die hohen Felsen erleichtern sollten.

Unwillkürlich wich aber zuweilen der Blick nach den steilen, oft senkrecht abfallenden Felsenwänden ab, die in einer Höhe von etwa 800 m über unserem Orte lagen und im Gefecht genommen werden sollten. Mit Rennerblick musterte der Musketier die Nägel seiner Stiefel und gab manchem von ihnen noch einen wohlgemeinten Schlag. Ein Scherzwort gab das andere, und heute gab der zu Fuß gehende Infanterist dem „Reiter“ wieder seinen Seil hinaus, von denen eine Anzahl zur Bewachung der Pferde, die morgen nicht verwendet werden konnten, zum Zurückbleiben verdammt war.

Am Abend wurde der Angriffsbefehl ausgegeben. Die Haubitzen sollten noch während der Nacht westlich Lungtsuen-kwan in Stellung gehen und von hier aus gegen den Hauptpaß und auf den Gegner in der Front wirken; die berittene Kompagnie und die Pionierkompagnie vorwärts der Artillerie die Sicherung der Front, der Reiterzug die der linken Flanke des Detachements übernehmen, dessen Hauptangriff mit dem geschlossenen bayerischen Bataillon umfassend gegen den feindlichen linken Flügel angelegt werden sollte. Der Abmarsch war für den 8. März noch in der Dunkelheit befohlen. „Es kann ein

Liegenbleiben geben, aber nie ein Zurückgehen“ waren die letzten Worte unseres Bataillonskommandeurs bei der Befehlsausgabe. Bald war tiefer Friede in der Ortschaft, alles hatte das Bedürfnis nach Ruhe. Draußen vor Lung-tfuen-twan arbeiteten Pioniere und Artilleristen an den Bettungen für die Haubitzen und verbesserten die Wege zum Einfahren in die Stellung. Schwache, vorgeschobene Postierungen sicherten diese Arbeiten. Mächtige Wachtfeuer loderten auf der Stadtmauer selbst und beleuchteten weithin die Täler, nach denen einzelne Posten Ausguck hielten.

Lautlos sammelte 4 Uhr 30 Minuten morgens das Bataillon am Westausgang des Ortes. Meine Kompanie am Anfang ging es in das Dunkel der Nacht. Leise wie die Schmuggler auf verbotenem Pfad schlüchen wir vorwärts, rechts von der großen Paßstraße abbiegend in ein Nebental, das in nordwestlicher Richtung sich hinzog und auf steilem Saumpfad zu einem Nebenpasse uns führen sollte. Nur mühsam war der Weg zu erkennen und mehrmals stockte der Marsch. Eine am Tage vorher als Richtungs- punkt gegebene weithin sichtbare Baumgruppe war heute in der Dunkelheit nicht mehr zu finden. Der aus einer Ortschaft mitgenommene chinesische Führer brachte uns glücklich auf einen falschen Pfad, der auf unwegsames Gebiet und wie sich allmählich herausstellte, statt nach Westen immer mehr nach Norden führte in ein anderes Nebental. So blieb nichts anderes übrig als um-

seitig über die fast überhängende Felswand hinüberhelfen. Nach einer Stunde mühevoller Arbeit hatte etwa ein Zug den höchsten Gipfel erreicht, während einzelne Schützen- nester am Hange schon vorher den Gegner mit ihrem Feuer bedachten. Ein wichtiger Stützpunkt etwa 350 m vom Gegner entfernt, war damit errungen und an ein weiteres Vorgehen konnte nunmehr gedacht werden. Dementspre- chend wurde auch der nächste Angriffsbefehl gegeben, des- sen Ausführung jedoch der Unwegsamkeit halber viel Zeit erforderte. Mühsam suchten sich die Musketiere über das Steingeröll hinweg und durch die tiefe Schlucht hinauf an der nächsten Wand zu arbeiten. An den Ginsters- und Dornbüschen hielten sie sich fest, um nicht abzustürzen den jähren Hang hinab, aber mit blutenden Händen langten sie unten an. Andere wieder benutzten eine gefrorene Schnee- rinne und rodelten, sichtlich erfreut über die rasche Be- förderung, hinab — wenn nur die spitzen Steine nicht ge- wesen wären.

In der nächsten Stellung entspann sich dann 400 m vom Gegner entfernt ein etwa eine Stunde währendes stehendes Feuergefecht von drei Kompagnien des Bataillons, während die vierte Kompagnie noch weiter nach Norden gezogen wurde, da man die Stellung der Chinesen in dieser Richtung noch weiter verlängert vermutete. Unter dem wohlgezielten und auf das Sorgfältigste abgegebene- nen Feuer unserer Musketiere wurden dem gut gedeckten Gegner empfindliche Verluste beigebracht, und kurz nach

11 Uhr schien sein Widerstand gebrochen. Immer mehr ließ das Feuer nach, begünstigt durch das Gelände schien die Stellung nach und nach geräumt zu werden. So erfolgte denn ein erneuter Befehl zum Angriff und zur Wegnahme der feindlichen Stellung. Wiederum ging es eine steile, eisglatte Schlucht hinab und den felsigen Hang jenseits hinauf. Aber der Feind hatte wohl keine Kraft mehr, den mühevollen Angriff abzuwehren und seine so wohl vorbereiteten Steinblöcke auf uns herabzuwälzen. Fluchtartig wandte er sich nach rückwärts und schon in weiter Entfernung sah man seine letzten Trümmer tief unten im jenseitigen Grunde abziehen, als das Bataillon in der feindlichen Stellung angelangt war. Nur die zahlreichen Blutspuren zeigten seinen Weg und daß er wohl schon frühzeitig seine Toten und Verwundeten mitgenommen hatte, denn die wenigen in der Stellung vorgefundenen Toten waren wohl nur solche, die bis zum letzten Augenblick ausgehalten und unseren letzten Aufstieg noch unnötig erschwert hatten.

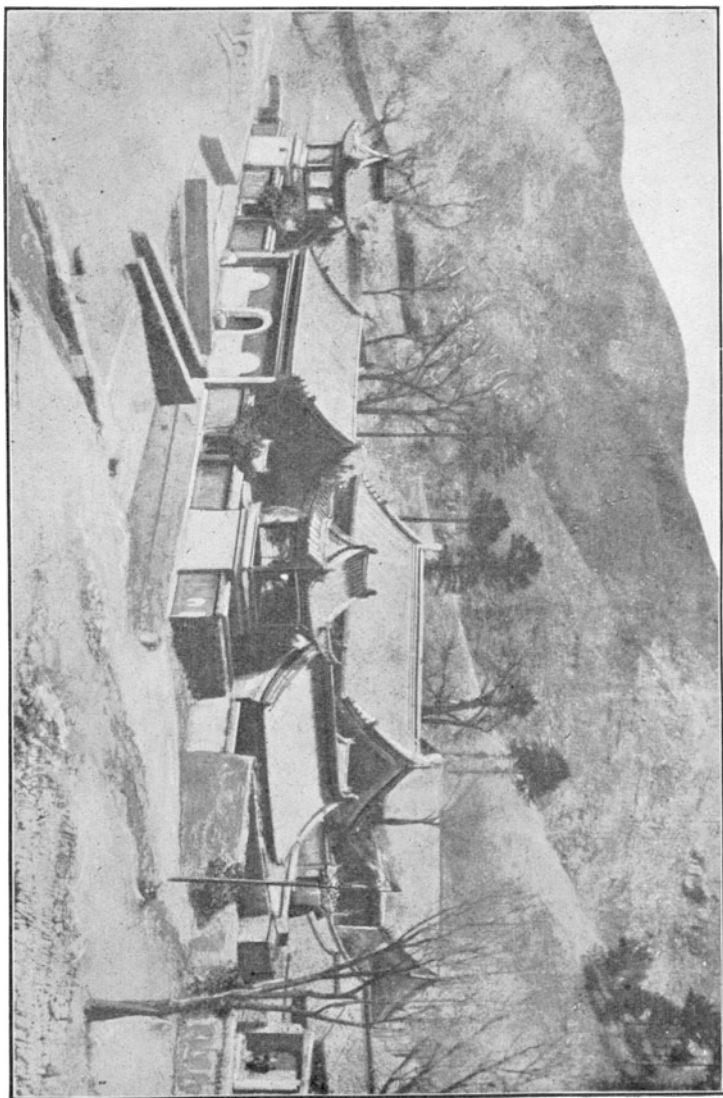
Während eine Kompagnie die Verfolgung des abgezogenen Gegners aufnahm, galt es die nunmehr am linken Flügel durchbrochene feindliche Linie weiter nach Süden aufzurollen und die Hauptstellung am Pastor selbst in die Hand zu bekommen. Gegen diese Hauptstellung hatte etwa von 7 Uhr vormittags an die bei Lung-tfuen-hwan in Stellung gegangene Haubitzbatterie mit gutem Erfolge ihr Feuer eröffnet. Vor allem hat dieses Feuer



Auf Grenz wacht.

Wieder ging es zwei Tage später hinauf den steilen Saumpfad nach dem Passe, diesmal mit Sack und Pack. Die Pferde dampften und die Packtiere keuchten unter ihrer Belastung. Ein eisiger Wind wehte durch das Paßtor und brachte uns die Luft aus Schan-si. Hindurch durch das Tor. Dort unten auf dem halben nach dem nächsten Tal sich hinziehenden Hang lag von einigen grünen Bäumen umgeben, dicht an die steil ansteigende Gebirgswand angelehnt eine größere Tempelanlage, verlassen von den Mönchen, die den abziehenden Chinesen gefolgt waren. Das sollte die neue Unterkunft bilden für unsere Kompanie, die wir mit dem stolzen Gefühl, in vorderster Linie zu stehen, bezogen.

Kalt und unfreundlich waren die Räume, und der Wind



Quartier an der großen Mauer.

zirkeß ein, um in einer Unterredung seine friedlichen Gesinnungen zum Ausdruck zu bringen. Ihm wurde der Auftrag, auch den kommandierenden General der Schan-si-Truppen herbeizubringen, um in einer gemeinsamen Vereinbarung die Grenzen für die Patrouillen festzusetzen.

Schon am nächsten Tage stieß ich um die Mittagstunde bei Schi-tsui, einem kleinen ärmlichen Gebirgsdorf westlich des Klosters, auf eine größere Reitergruppe chinesischer Kavallerie, die durch Winken und Rufen, vor allem aber auch durch ihr zögerndes Verhalten ihre friedliche Absicht zur Schau trug und sich im weiteren Verlaufe als das Gefolge des chinesischen Reitergenerals und kommandierenden Generals der Schan-si-truppen Ma-dschin-jü entpuppte. Es war ein interessanter Moment, als wir ihm entgegenritten, um ihm dann das Geleite nach dem unfern gelegenen Kloster, dem Ziel seiner Fahrt, zu geben. Ein älterer, weißhaariger, wetterfest und sehr intelligent aussehender Mann, der Herr General. Er war in prachtvolles Pelzwerk gehüllt, am Sattel trug er einen preussischen Offizierdegen, die Stahlscheide mit rotem Tuch überzogen, und auf einem flott aussehenden Grauschimmel reitend, machte er eine wirklich gute Figur. In seinem Gefolge waren mehrere Offiziere, ausgerüstet mit Fernglas und Schützenpfeife, in dem breiten Gürtel steckte ein moderner Revolver englischen Fabrikats. Einen vorzüglichen Eindruck machte die Begleitmannschaft. Auf flotten mongolischen Ponys saßen, bildschön gewachsen, auch

Schlängeln und fortwährender Bezeugung der größten Unterwürfigkeit in den Versammlungsraum, eine große Tempelhalle, geführt wurde. Bei den nun folgenden Verhandlungen durfte natürlich der Tee und das Gebäck nicht fehlen. Die Abmachungen waren in der kürzesten Zeit erledigt, da die Chinesen bedingungslos auf alle Forderungen eingingen.

Während im Kloster die Protokolle unterzeichnet wurden, unterhielt ein chinesischer Reiterunteroffizier unsere Wache mit seinen zu Pferde ausgeführten Lanzenübungen. Die beiderseitigen Wachen unterhielten sich, wobei ein fließend deutsch sprechender Kuli den Dolmetscher machte. Aber er schwatzte auch aus der Schule und verriet, daß in nächster Nähe eine große Anzahl von Soldaten versteckt gehalten seien, die jederzeit bereit wären, das Gefolge des Generals zu verstärken. Man hatte also wohl unserer friedlichen Absicht nicht allzu sehr getraut.

Als nach einer Stunde die Verhandlungen beendet waren und wir wieder zu Pferde stiegen, ertönte aus den chinesischen Trompeten unser deutsches Kavalleriesignal zum Aufziehen: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ in hellen, reinen Tönen. Rasch schwang sich die Stabswache aufs Pferd, stramm saßen sie im Sattel, eine Fanfare erklang, die Fahnen senkten sich wieder. Wir ritten zur Linken dem Paß entgegen, die anderen zur Rechten in die Gegend von Wu-tai-schan, und eine interessante Begebenheit hatte damit ihr Ende erreicht.

Gewissenhaft hat der General die gestellten Bedingungen erfüllt, und um seine Freundschaft zu beweisen, zu wiederholten Malen seinen Adjutanten zu unserer Kompanie geschickt, um nach unseren Wünschen zu fragen. Ochsen, Hammel und Hühner brachte er als Gastgeschenk mit, eine willkommene Gabe bei unserer infolge der schlechten und weiten Wege erschwerten Verpflegung, sogar ein Pferd mit vollständiger Ausrüstung schickte er als Morgengabe. Ich stand sicher bei ihm, als sein Schuß bei seinem ersten schweren Gang, in dankbarer Erinnerung, und seine Gesandten hatten immer einen Spezialauftrag für mich.

Der regste Verkehr in der nun folgenden friedlichen Zeit, in der sich sonst kein chinesisches Soldat mehr blicken ließ, fand mit den Insassen des Lamaklosters San=lou=ze statt.

Es war ein großes, reiches, mit vielen Mönchen besetztes Lamakloster. Ein alter Oberbonze mit Namen Lonau=zui=pu stand dem Kloster vor und tat dies mit patriarchalischer Würde. Zwei junge, frische, aufgeweckte Mönche, wie alle mit geschorenen Köpfen, standen ihm helfend und beratend zur Seite und mit diesen zu verhandeln und sich zu unterhalten, war eine wirkliche Freude. Ofter als der Dienst es verlangte, hielt ich bei ihnen Einkehr.

Das Kloster war gegründet von dem Kaiser einer längst entschwundenen Dynastie, der an dieser Stelle einst zwei Tiger eigenhändig erlegt hatte. Der Name San=lou=ze, zu deutsch: „Schlägt den Tiger tot!“ sollte an dieses Er-

eigniſſ ſtetſ erinnern, wie die beiden auſgeſtopften in der Eingangſhalle ſtehenden Raubtiere, denen man wohl zum Beweis, daß ſie ein beſonderer Pfeil getroffen, Eiſenhelme auſgeſtülpt hatte. Grimmig fletſchten ſie die Zähne



Der Oberbonze Lo-yau-zui-pu.

und begrühten den Einlaß begehrenden Fremden, nachdem man einen zierlichen Marmorbogen überſchritten hatte und an der Kloſterpforte pochte.

Weite Tempelanlagen waren auf dem großen Gebiete errichtet, die reiche Schätze enthielten und eine größere Anzahl reich vergoldeter Kolossalſtandbilder Buddhaſ.

telstunde, nur die Mönche, und nicht einmal diese alle, waren zugegen.

Welcher Religion die Chinesen eigentlich angehören ist schwer zu sagen, in der Mehrzahl bekennen sie sich zu drei Religionen und sind Konfuzianer, Taoisten und Buddhisten zu gleicher Zeit. Wie alles im Reiche der Mitte uns wunderbarlich erscheint, ja selbst die Natur uns Rätsel aufgibt, so auch seine Religion. Drei Religionen bestehen nebeneinander seit Jahrtausenden friedlich sich ergänzend, keine hat die andere bisher vertrieben oder aufgehoben.

Durch seine Geburt wird der Chineser in die Gemeinschaft des Konfuzius*) aufgenommen, er glaubt an das, was er mit eigenen Augen sehen kann, ehrt seine Eltern, achtet seine Vorgesetzten und behandelt seine Mitmenschen ehrlich. Aber dies bedingt nicht, sich einem andern Glaubenssystem zu verschließen und so beobachtet der Chineser die äußeren Gebräuche als Taoist in seinem Leben, die im Laufe der Jahrhunderte allerdings in allerlei Zauberei, Gaukelei und in den krassesten Aberglauben ausgeartet sind. Bei seinem Tode aber wird der Chineser Buddhist, da nur die Gebete dieser Priester ihn auf

*) Konfuzius ist der lateinisch gebildete Name für „Kung-Fu-Tse“ d. i. „der Gelehrte Kung“. Der Gründer des Taoismus ist der Gelehrte Lao-Tse, Tao heißt Weg, Norm, hat auch die Bedeutung: „sprechen“, das Tao ist demnach der Text, die Lehren, die der alte Philosoph bespricht. Buddha d. i. der Erleuchtete, der Erwachte, ist der kirchliche Name des in Indien geborenen Stifters dieser Religion.



Tempel-Innere.

dem dunklen Wege begleiten und ihm die Mühen und Gefahren der Reise nach dem Schattenreich erleichtern können.

Unter diesen buddhistischen Priestern spielen die Lamas wieder eine besondere Rolle. Die Kirche der Lamas (ein tibetanisches Wort das „Oberer“ bedeutet) ist von Tibet aus durch die Mongolen nach China gekommen. Die Lamapriester erfreuten sich bald der besonderen Gunst des kaiserlichen Hofes, der die Beherrschung der mongolischen Stämme durch kirchliche Einflüsse sich noch mehr sichern wollte, und so entstanden durch kaiserliche Schenkung eine große Anzahl von lamaisischen Klöstern, wie auch große lamaisische Gemeinden zumal in der Provinz Schan-si gegründet wurden. Das nahegelegene Wu-tai-schan war so eine Gemeinde, die eine große Tempelstadt dort sich errichtet hatte und deren Mönche von hier aus in die anderen Provinzen zogen.

Auch unser Kloster Tan-lou=ze erfreute sich besonderer Gunstbeweise des regierenden Kaisers, die unter anderem dadurch zum Ausdruck kamen, daß die kaiserliche Hausfarbe „Gelb“ von den Mönchen in ihrer Kleidung getragen werden durfte. Kam der Oberbonze dann in seinem Staatsgewand aus gelber Seide, auf dem der Drache mit den fünf Klauen in den verschiedensten Ornamenten gestickt war, zum Vorschein, dann galt es einer besonderen Beehrung des bei ihm zu Gaste weilenden Fremden.

Zuweilen wurde man auch in das Wohnzimmer des

Priors vorgelassen, das einfach aber reinlich eingerichtet war. Ein kleiner Hausaltar stand in der Ecke, Bänke und Stühle waren mit Polsterkissen belegt, an den Wänden hingen Tuschzeichnungen auf Papier und Seide mit reli-



Eingang zum Kloster Tan-lou-ze.

giösen Motiven, auf dem Tische stand das chinesische Schreibgerät, Pinsel und Tusch und die große Hornbrille lag dicht dabei. Nie empfing er aber allein, einer seiner Adjutanten war stets bei ihm. Von diesen wieder hat der eine Klosterbruder uns dankenswerte Dienste geleistet, und uns oft auf unseren Patrouillenritten begleitet.

Auch in die chinesische Schreibkunst versuchte er mich

einzuweißen, was aber beide Teile gar bald, daß fruchtlose Beginnen einsehend, wieder liegen ließen. So bin ich chinesischer Analphabet geblieben, wie so viele Chinesen selbst. Denn die Schrift, eine Zeichen- und Silbenschrift, ist so schwer und wird meist mit einer so schlechten Methode gelehrt, daß Leute, die fünf Jahre und länger täglich mehrstündigen Unterricht im Schreiben und Lesen gehabt haben, noch nicht imstande sind, auch nur den kleinsten Satz niederzuschreiben oder zu verstehen. Die Kenntnis von fünf- bis sechstausend Zeichen muß man sich aneignen, bis man imstande ist ein Buch oder eine Zeitung zu lesen und um dies zu erreichen, gehört ein Studium von vielen Jahren. Man nimmt an, daß etwa 10 % der männlichen Landbevölkerung die einfachsten und am häufigsten vorkommenden Schriftzeichen lesen und schreiben können, ein Schulbesuch des weiblichen Geschlechtes gehört zu den Seltenheiten. Höhere Staatsstellungen werden von dem Bestehen der nach dem Gesetz vorgeschriebenen drei „literarischen“ Examen abhängig gemacht, die etwa alle drei Jahre stattfinden, teils in den Hauptstädten der Provinzen, teils in der Reichshauptstadt in den eigens hierfür errichteten Examinationshallen. Sowohl hier wie bei der Erlangung der Ämter selbst sprechen aber auch Bestechung, Verwandtschaft und Begünstigung ein großes Wort mit.

Wie bei uns die ersten Anfänge der Wissenschaft ihre Wurzeln in den Klöstern geschlagen haben, so trifft man

auch bei den chinesischen Mönchen auf eine große Anzahl Gelehrte, sowohl nach chinesischen wie nach unseren Begriffen. Und auch in unserem Lamakloster hätten sicher manche Bewohner die Anwartschaft auf den Doktorgrad oder Professorentitel gehabt.



Unsere Freunde vom Kloster.

Sicher aber waren schon seine frühesten Anfassende Freunde der Natur und hatten für die Stätten ihrer Andacht die schönsten Plätze ausgesucht.

Jetzt wo auch hier die Gegend sich nach und nach in ihr herrlichstes Kleid hüllte, kam dies immer mehr zur Geltung. Schon blühte am nackten Felsen der Enzian auf, dunkelrot in dichten, mannshohen Büschen stand am Wege

das Rhododendron und verborgen streckte das Veilchen seine Blütenkelche aus der spärlichen Gartenerde in die Höhe. Der Frühling war auch hier im Lande mit seinem duftenden Jasmin und wollte man seine ganze Pracht genießen, dann mußte man hinauf zur Paßhöhe und in das Thal von Lung-suen-kwan sehen, in dem die Obstbäume im Blüthenschmucke glänzten, die Pfirsiche und Mandelbäume ihre zarten Farben aufgesteckt hatten und das helle Grün frisch aufgegangener Saaten hervorleuchtete. Wie ein Blick in das verbotene Land — abseits von allem Verkehr, ungestört in dem Genuße herrlichster Gebirgslandschaft, weihevoller Stunden der Einsamkeit.

Von weitem krächzte ein Habicht oder Buffard aus den tief eingeschnittenen Felsenschluchten, der Ruckuck hörte seinen Ruf von den Felswänden widerhallen. Angstlich verkroch sich ein Hasenpärchen, da es den gefürchteten Lämmergeier seine Kreise ziehen sah. Bekassine und Reiher flogen zum Wasser im Tale, und dem Reh folgte der Bock mit seinem kräftigen Gehörn über das Steingeröll hinweg. Mit warmen Strahlen beleuchtete die Sonne die wildromantische Landschaft und setzte ihr alle möglichen Lichter auf. Sie brach sich an den zackigen Felsen mit ihren alten Warttürmen, die den Paß zu beiden Seiten überhöhten und zu denen die große Mauer in kühn geführter Linie sich hinzog. Hier am Passe selbst war die Mauer schon teilweise dem Einfluß von Wind und Wet-

ter zum Opfer gefallen, aber auch so noch machte sie einen imposanten Eindruck.

Von dort aus den fernen Gebieten Hochasiens waren vor tausend Jahren die unzählbaren Massen wilder Mongolenhorden gekommen, zerstörend und vernichtend, was sich ihnen in den Weg gestellt hatte, bis sie hier an diesen mächtigen Bergen und ihrer kunstvollen Befestigung mit ihrem Ansturm zusammenbrachen. Was mußten die Höhen und tiefen Schluchten von Krieg und Kriegsgeschrei erzählen können?

Nun lagen sie in tiefem Frieden vor uns und ein herrlich blauer Himmel spannte sich über sie aus, der sich zu dieser Jahreszeit nur selten trübte.

Die Hänge bedeckte spärlicher Graswuchs, aber im Gegensatz zu der uns bekannten Ebene brachte reichlicher Baumwuchs auf den Bergen die wohlthuende Abwechslung für das Auge des Beschauers. Tannen und Kiefern standen in kleineren und größeren Gruppen zusammen, die hellgrüne Latsche fristete schüchtern ihr Dasein in vereinzelt stehenden Exemplaren. In der Ferne, etwa fünf Kilometer entfernt, grüßte ein richtiger Waldbestand in einem Umfang von ungefähr 800 Meter und bald war er das Ziel unserer Wanderung und erzählte uns von seinem Bruder im deutschen Heimatland. Birken, Buchen und Eichen trogten an geschützten Stellen der Vernichtung.

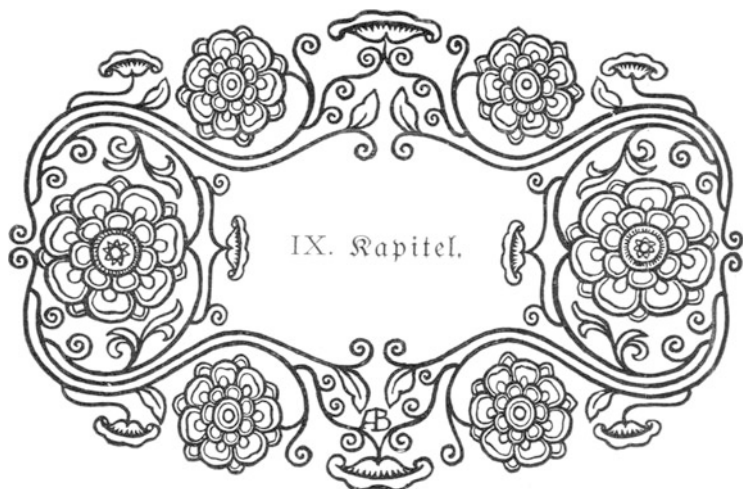
Die herrlichste Farbenstimmung brachte die untergehende Sonne, und verschwand sie hinter dem einen mächtigen

Letztenmal ging der Blick zu den Bergen von Wu-tai-schan



Stuf Patrouille.

hinüber, die deutsche Flagge am Paßtor, die Wind und Wetter getrockt hatte, wurde eingeholt und hinab ging es in das Tal mit Heimatzgedanken.



Zurück nach Schanghai.

Der Abschied vom Gebirge wurde uns richtig schwer, und als wir das breite, eintönige Thal wieder erreicht hatten, die sengenden Sonnengluten ohne Barmherzigkeit auf uns herniederbrannten und auch der Abend kaum eine kleine Abkühlung brachte, da packte uns die Sehnsucht wieder nach unseren Bergen. Wir fühlten uns nicht wohl in der Ebene.

Hefige, tagelang niedergehende Regengüsse hatten unseren Rückmarsch sehr erschwert. Die in den Flußtälern entstandenen Hochwasser, die das ganze weite Thal mit einer schmutziggelben Wassermasse gefüllt hatten, Dämme und Brücken mit sich führten, nötigten uns wieder zum Überqueren der Berge. Angesichts dieser Wassermengen begriff man die ungeheuern Verheerungen, die die von

Zeit zu Zeit eintretenden Überschwemmungen anrichten und wie diese die ganzen Hoffnungen des Landmannes zerstören mußten.

Immer näher rückten wir mit Unterbrechungen unserem einstigen Winterquartier Paoting-fu zu. Graf Waldersee hatte den Oberbefehl niedergelegt und den chinesischen Boden verlassen, die Truppen, soweit sie nicht als weitere Besatzung hier verbleiben mußten, sollten bald folgen und rüsteten sich zum Heimtransport.

Hangen und Bangen bei den Offizieren — wer mußte noch länger hierbleiben, wer mit dem Transport nach Hause, wem winkte ein Urlaub, um auf eigene Faust die Heimreise antreten zu können?

Bald waren diese Fragen gelöst und brachten Enttäuschungen auf der einen, Freude auf der anderen Seite. Ich selbst gehörte zu den Glücklichen, denen ein mehrmonatlicher Urlaub gewährt worden war.

Beneidet von den weniger glücklichen Kameraden ging es noch mit dem Bataillon über Peking nach Tientsin mit der Bahn. Und während die „Urlauber“ hier den Zug verließen, fuhr die Masse weiter nach Tongku, um den auf der Reede von Taku bereitliegenden Dampfer zu erreichen. Noch ein herzliches Lebewohl, noch ein Wunsch auf frohes Wiedersehen, dann gingen neue Freunde, bewährt in Freud und Leid, auseinander. Es war ein eigenartiges Gefühl plötzlicher Leere und noch lange sahen wir dem immer weiter sich entfernenden Zuge

öffnete sich ein herrlicher Rundblick. Den Hügel bevölkern auf allen Seiten die freundlich weiß schimmernden, aus Stein gebauten Wohnungen der Fremden, an seinem Fuß tummeln sich auf dem hellgelben Sandstrand die Badegäste, im Hafen liegt Schiff an Schiff und Dschunke an Dschunke, hinter dem Hügel zieht sich die Chinesenstadt in ihrer charakteristischen Bauart in der Ebene dahin und die kahlen, zackigen Bergzüge im Hintergrund schließen den Blick ab.

Weiter ging die Fahrt nach Schanghai, wo wir diesmal im „Astor-Hotel“ eine ausgezeichnete Unterkunft und in dem mit heimatischer Gemütlichkeit eingerichteten „Deutschen Klub“ eine von Herzen kommende Aufnahme fanden.

Ein chinesisches Schneider kleidete uns innerhalb 24 Stunden vom Kopf bis zum Fuß in das notwendige Gewand des Bürgers und so wohl ausgerüstet konnte die weitere Fahrt angetreten werden.

Fort aus dem Lande des Japfes in das märchenhafte Wunderland der aufgehenden Sonne sollte uns das schmucke weiße Schiff bringen, das in goldenen Lettern seinen Namen „Amerika Maru“ kündete.

Fort aus dem Lande, dem wir mit großen Hoffnungen eines jungen Soldatenherzens entgegengefahren waren, das zwar manchen sehnlichen Wunsch nach Laten nicht erfüllt hatte, das aber eine Fülle der schönsten Erinnerungen uns mit auf den Weg gab, von denen wir keine einzige heute missen möchten.

Unser letzter Gang auf chinesischem Boden galt nochmals dem Altisdenkmal, dessen ergreifender Eindruck als letzte Erinnerung uns auf der Fahrt in die Heimat begleiten sollte. Sagte es uns doch wie allen, die es je gesehen und noch sehen werden bis in die späteste Zeit, hier steht in der Fremde ein Wahrzeichen zum Gedächtnis für deutschen Opfermut und deutsche Treue — bis zum Tode.

Möchte diese Pflichttreue auch in „Jung-Deutschland“ fortleben, dann:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Ergreifend Denkmal! — Ein gebroch'ner Mast
Wie Eisen fest — und doch vom Sturm zersplittert,
Noch ungebeugt von grauer Jahre Last
Und doch vom Todeshauche schon umwittert!

Ergreifend! — Dem gefällten Maste gleich
So sind auch sie vom Sturme fortgetrieben,
In Manneskraft, an Jugendstärke reich
Sie, die im Tode Sieger noch geliebet!

Erhebend Denkmal! — Jedem deutschen Herz
Ein Zeichen, daß wir Deutschen nicht verderben,
Hier steht gegraben es in Stein und Erz,
Wie tapfer Deutschlands Heldensöhne sterben!

Ermahnend uns, daß treu in jeder Pflicht
Bis in den Tod das Vaterland uns findet! —
Das ist es, was dies Denkmal zu uns spricht,
Und was es schlicht und ernst uns heute kündigt.

(Aus der deutschen Zeitung Schanghai's 1898
zur Entbillung des Denkmals.)

Quellenachweis.

von Brandt: Aus dem Lande des Topfes.

Deutschland in China 1900—1901.

Giehl: Chinafahrt.

von Hesse-Wartegg: China und Japan.

Kriegstagebücher.

Lauterer: China.

Lindau, Rudolf: Aus China und Japan.

von Müller: Die Wirren in China.

Navarra: China und die Chinesen.

Schwarz: Ein Zug nach Osten.

Schlieper: Meine Kriegserlebnisse in China.

Wolf: Im Innern Chinas.